

DOKUMENTE DES FORTSCHRITTS INTERNATIONALE REVUE

.....
**HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. R.
BRODA:PARIS; IN VERBINDUNG MIT
DR. HERMANN BECK:BERLIN UND
ERICH LILIENTHAL:BERLIN+VER-
LEGT BEI GEORG REIMER:BERLIN:WSS**
.....
**JÄHRLICH 11 HEFTE FÜR 10 MARK
PREIS DES EINZELHEFTES 1 MARK**
.....

**AUSGEGEBEN ANF: OKTOB 1910
3-JAHR 9-HEFT**



**GEORG
REIMER**

INHALT:

DIESES HEFT IST VORNEHMLICH ERZIEHUNGS- UND BILDUNGS-
PROBLEMEN GEWIDMET.

NACHDRUCK VON ARTIKELN NUR NACH VORHERIGER ANFRAGE BEI
DER REDAKTION GESTATTET.

ALLE SENDUNGEN SIND AN DIE DEUTSCHE REDAKTION, BERLIN-
WILMERSDORF, PRINZREGENTENSTR. 115/116 ZU RICHTEN.
UNVERLANGTEN SENDUNGEN IST DAS RÜCKPORTO BEIZUFÜGEN.

ABHANDLUNGEN:

- ADELE SCHREIBER, BERLIN-WESTEND: WITWERKINDER..... 643
IS. POLAKO, PARIS: WELCHES IST DAS BESTE ERZIEHUNGS-
SYSTEM? 647
DR. EDUARD STRAUSS, FRANKFURT A. M.: BILDUNGSGEGEN-
SÄTZE UND BILDUNGSEINHEIT 658
HENRIETTE FÜRTH, FRANKFURT A. M.: DIE SELBSTREGIERUNG
DER SCHÜLER..... 664
PROFESSOR DR. A. C. VON NOE, CHICAGO: ANGEWANDTE PSY-
CHOLOGIE UND SCHULE IN AMERIKA..... 665
PROFESSOR DR. A. C. VON NOE, CHICAGO: ZUR FRAGE DER
KOEDUKATION IN AMERIKA 667
SAINT NIHAL SINGH, CALCUTTA: AMERIKAS METHODEN ZUR
BESSERUNG VERWAHRLOSTER KINDER 669
GEORG SCHMIDL, OBMANN DER „SOZ. PÄDAG. GESELLSCHAFT“
IN WIEN: SCHULREFORMBESTREBUNGEN IN ÖSTERREICH. 671
T. BIDART, DAX (SÜD-FRANKREICH): SCHULREFORM IN FRANK-
REICH 672
HAUSHALTUNGSKURSE FÜR DIE BÄUERLICHE BEVÖLKERUNG
ÖSTERREICHS..... 675

CHRONIK DES BILDUNGSWESENS..... 677

RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS:

- PROF. DR. R. BRODA, PARIS: MÖGLICHKEITEN DER SCHULREFORM 685

KORRESPONDENZEN:

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG..... 694

DR. I. BERTILLON, CHEF DES STATISTISCHEN AMTES DER STADT PARIS: ERBSCHAFTS-
STATISTIK. — DR. HEINRICH PUDOR, LEIPZIG: VOLKSWIRTSCHAFT UND KUNST-
GEWERBE (696).

POLITISCHE ENTWICKLUNG: 700

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: DEUTSCHLANDS FEINDE, EIN WORT IN SACHEN DÄNE-
MARKS. — CHRONIK (703).

ARBEITERBEWEGUNG 706

BORIS TORGACHEFF: DER DERZEITIGE STAND DER RUSSISCHEN GENOSSENSCHAFTS-
BEWEGUNG.

MORALISGHE UND RECHTSENTWICKLUNG..... 707

CHRONIK.

NEUE LITERARISCHE TENDENZEN: 711

JULIE ADAM, WIEN: LAFKADIO HEARN. — CHRONIK (720).

UMSCHLAG UND AUSSTATTUNG ZEICHNETE
LUCIAN BERNHARD, BERLIN.

ADELE SCHREIBER, BERLIN - WESTEND: WITWERKINDER.

Nachdruck verboten.

UNTER den zahlreichen Problemen des Kinderschutzes, an deren Lösung gearbeitet wird, blieb eines nahezu unbeachtet — das der Witwerkinder. Gesetzgebung und Wohlfahrtspflege treten für die Halbwaisen ein, denen der Vater mangelt, fast nirgends aber für die mutterlosen Kinder. Und doch bedroht letztere nicht nur ein weit größerer wirtschaftlicher Notstand als angenommen wird, sondern zugleich schwere moralische Gefährdung. In Literatur und Leben wird immer wieder das typische Elend der Familie gezeigt, die den Ernährer verloren hat; Sorge, Entbehrung, Not sind dort stete Gäste, dennoch, inmitten aller Bitternisse des wirtschaftlichen Kampfes blieb diesen Kindern die Mutterliebe. Das ist nicht etwa nur eine schöne poetische Auffassung, es bedeutet in die Sprache nüchterner Tatsachen übersetzt, daß diese Kinder zwar oft nach Brot darben, aber immerhin noch ein Heim haben, e i n e n Menschen besitzen, der sich um sie kümmert, der ihnen wenngleich oft in rauhester Form, mehr an Liebe gibt, als in den Gefühlsausbrüchen verwöhnter Salonmütter enthalten ist, die niemals genötigt sind, ihren Kindern Opfer zu bringen. Das arme, rührende, bißchen Schönheit solch eines elenden Heims, jedes Zeichen von mütterlicher Fürsorge wird im unerbittlichen Kampf ums Brot ein Zeichen stillen Heldentums. Heldenhafte Aufopferung liegt in der stummen Pflichterfüllung des Alltags, dieselbe Proletarierfrau, die ihre Kinder mit harten Scheltworten anläßt, sie wohl auch wegen einer Kleinigkeit die strafende Hand fühlen läßt, weil sie es nicht besser versteht, opfert doch, todmüde, den Schlaf ihrer Nächte, um die Sonntagshemden zu waschen, die Kittel zu flicken, ein paar Pfennige für Muß oder Schmalz herbeizuschaffen. Die Untersuchung des Elternhauses jugendlicher Verirrter hat festgestellt, daß ohne Mutter herangewachsene Kinder die größte Zahl zu den Verwahrlosten und Verbrechern stellen, und daß es für die moralische Entwicklung des Kindes bei weitem entscheidender ist, ob es eine Mutter als ob es einen Vater hat. Selbst in wohlhabenden Kreisen ist das mutterlose Heim fast stets eine Quelle seelischer Verkümmern, der Ausgangspunkt einer Tragödie der Einsamkeit. Den Kindern der Armut aber bringt es den völligen Verlust an körperlicher und seelischer Pflege, oftmals moralischen Untergang, Roheit und Mißhandlung. Das Hauswesen zerbröckelt, der Vater vermeidet die verödete, unbehagliche Wohnung, Mahlzeiten und Zerstreuung muß er in der Kneipe suchen, auch der ordentliche Arbeiter verfällt so leicht dem Trunke und dem Verkehr mit Dirnen. Die Kinder, gänzlich sich selbst überlassen, verkümmern und geraten auf Abwege — dann erst nimmt man sich ihrer an und überweist sie der Fürsorgeerziehung, die zu Unrecht ihren Namen führt, denn zur Zeit, da sie einsetzt, ist es meist zu spät zur Prophylaxe.

Viel zu wenig geschieht, um bei Zeiten der Zerstörung der Familie, der Verwahrlosung der Kinder, dem moralischen Untergang des Mannes vorzubeugen.

Einige wenige Rettungsversuche sind gemacht worden durch die Begründung von Witwerheimen, deren erstes in Glasgow errichtet wurde. Es blieb soweit ich aus den Nachschlagewerken über englische Wohlfahrtseinrichtungen ermitteln konnte, in England vereinzelt. Hingegen gab es der Stadt Frankfurt die Anregung im Jahre 1905 in einem der Baublocks der Aktien-

gesellschaft für kleine Wohnungen ein Witwerheim zu eröffnen. Der Magistrat der Stadt Frankfurt bewilligte eine jährliche Subvention von Mk. 4000.— mit der Motivierung, daß diese Subvention etwa das Pflegegeld darstelle, welches sonst vom Armenamt für 20—25 Kinder bezahlt würde. „Es ist eine zulässige Annahme, daß mindestens die Unterbringung einer solchen Anzahl Kinder durch das Witwerheim erspart wird“.

Das Frankfurter Heim kommt nicht nur Witwern im eigentlichen Sinne des Wortes zugute, sondern auch solchen Vätern, deren Heim durch Ehescheidung, Krankheit der Frau, böswilliges Verlassen zerstört wurde, gelegentlich findet auch ein illegitimer Vater Aufnahme, der, was wohl äußerst selten ist, sich von seinen unehelichen Kindern nicht trennen will. Der erwähnte Zuschuß von Mk. 4000.— genügt aber bei weitem nicht, um das Defizit des Heims, das sich auf etwa 9000 Mk. jährlich stellt, zu decken. Die Wohnungen von 1 und 2 Zimmern mit Zubehör kosten 3,50 Mk. bis 5,00 Mk. wöchentlich, daneben stehen gemeinschaftliche Räume, Speisesaal und Lesezimmer zur Verfügung, ebenso sind für die Kinder Fürsorgeeinrichtungen vorhanden. Alle Kinder unter vier Jahren schlafen, von einer Pflegerin beaufsichtigt, in einem gemeinsamen Saal, Knaben von über vier Jahren dürfen beim Vater schlafen, Mädchen nur dann, wenn ein abgesondertes Schlafzimmer für sie vorhanden ist, und eines mindestens 15 Jahre zählt. In der schulfreien Zeit ist für Aufenthalt und Aufsicht gesorgt, Reinigung und Instandhaltung von Wäsche und Kleidern, Bäder und Heizung stellt das Heim zur Verfügung, die Beköstigung kostet für ein Kind wöchentlich 3,50 Mk., für zwei Kinder zusammen 6,00 Mk., für jedes weitere Kind aber nur 1 Mark wöchentlich. Trotz dieser minimalen Beträge, bei denen die Verwaltung des Heims einen ansehnlichen Zuschuß gewähren muß, können nur Arbeiter höherer Kategorien und mit ständigen Einnahmen den Aufenthalt erschwingen. Bei 4 Kindern ergeben die Kosten für ihre Verpflegung wöchentlich 8 Mk.; bringen wir nur ein Zimmer zu 4 Mk. wöchentlich und 1 Mk. täglich für Ernährung des Mannes in Ansatz, so ergeben sich, ohne alle Nebenausgaben, 19 Mk. wöchentlich, die der Arbeiter allein für diese Posten aufzubringen hat. Er braucht aber noch Kleidung und Schuhe für sich und 4 Kinder, Fahrgeld zur Arbeitsstätte, Kassenbeiträge usw., so daß ein gewöhnlicher Arbeiter, selbst ein Mustervater, der keinen Pfennig für Getränke, Tabak oder Vergnügungen ausgibt, wie aus dieser Berechnung hervorgeht, nicht in der Lage ist, vier Kinder zu erhalten. Das Heim legt rund 50 Pf. für jedes Kind täglich zu, bei vier Kindern entsteht somit ein Defizit von 2 Mk. im Tag, gleich 60 Mk. im Monat, die unter normalen Bedingungen vom Vater aufgebracht werden müßten.

Das Rätsel, wieso dennoch Hunderttausende Familienväter ihre Kinder großzuziehen vermögen mit einem Arbeitseinkommen, das erheblich hinter der hier aufgestellten, der Praxis entnommenen, Berechnung zurückbleibt, findet eine doppelte Lösung. Die eine liegt darin, daß die Lebenshaltung der breiten arbeitenden Schichten weit unter das Niveau herabgedrückt ist, das in jeder, wenn auch einfachen, so doch den hygienischen Anforderungen entsprechenden Anstalt verlangt wird, dies gilt sowohl in bezug auf Wohnung, wie auf Ernährung und Reinlichkeit. Durch elende, überfüllte Behausungen, durch jammervolle Unterernährung wird das Budget des Arbeiters in Gleichgewicht gehalten. Der zweite Punkt aber, der am allermeisten Berücksichtigung verdiente, ist die Tätigkeit der Frau und zwar

in und außer dem Hause. Die Schmälerung des Einkommens einer Familie beim Tod der beruflich erwerbstätigen Mutter kann man zahlenmäßig leicht feststellen, und Niemand wird diese Feststellung anzweifeln, obgleich die Gesetzgebung auch diese Tatsache nicht gebührend berücksichtigt. Hingegen geht die Gesamtheit noch immer völlig achtlos hinweg über die produktiven Werte der im Hause geleisteten Hausfrauenarbeit. Nur dadurch, daß die Familienmütter (meist noch neben ihrer Erwerbsarbeit) als unbezahlte Kräfte ein viel zu wenig eingeschätztes Maß von Hausarbeit verrichten, daß für Kochen, Waschen, Nähen, Flicken, die Reinigung des Hauswesens, die Pflege der Kinder keinerlei Kosten in das Budget eingesetzt werden, ist es möglich, den Einzelhaushalt des Arbeiters mit einer Summe aufrecht zu erhalten, die in keiner, noch so rationell bewirtschafteten Anstalt ausreicht. Die unbezahlte Hausfrauenarbeit ist der Grundstein der Proletarierexistenz; weil diese Arbeit aber unbezahlt ist, blieb sie ökonomisch und moralisch auch unbewertet, und man hat es völlig übersehen, daß der Zusammenbruch des Heims erfolgen muß, sobald sie in Fortfall kommt. Die geringe Anerkennung der Hausfrau als produktiv wertvoller Faktor drückt sich sowohl in den unzureichenden Vorkehrungen zur Erhaltung des Frauenlebens aus, wie in dem Fehlen von Bestimmungen, die einen ökonomischen Ersatz beim Tode der Familienmutter vorsehen. Eine ungeheure Verschwendung wird mit Gesundheit und Leben der Mütter unseres Volkes getrieben. Der Inanspruchnahme des Mannes in einem Berufe steht die dreifache Inanspruchnahme der Frau, als Erwerbstätige, als Hausfrau und als Mutter gegenüber. Bedenkt man, daß außerdem die Frau meist in bezug auf Ernährung für sich selbst viel schlechter sorgt, als für den Mann, so kann man eher noch staunen, daß so viele Frauen überhaupt eine solche Belastung zu ertragen vermögen. Hunderttausende von Frauenleben könnten durch größeren gesetzlichen Schutz, insbesondere durch bessere Fürsorge für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen erhalten bleiben, sterben doch alljährlich 10 000 deutsche Frauen als direkte Opfer der Mutterschaft, während man die Zahl derer, die schwere Folgekrankheiten und Schwächung des Organismus durch das Wochenbett zurückbehalten, alljährlich auf 50 000 veranschlagt. Der Tod jeder einzelnen Mutter aber bedeutet die schwere Gefährdung einer ganzen Familie. Neben der wichtigen Aufgabe die Sterblichkeit der Frauen einzudämmen, gilt es zugleich Vorkehrungen für die Familien zu treffen, in denen die Hausfrau und Mutter fehlt. Es bestehen in ziemlicher Zahl Wohlfahrtseinrichtungen zugunsten von Witwen und vaterlosen Halbwaisen, es gibt aber so gut wie nichts für Witwer und herzlich wenig für mutterlose Kinder. Auch die Gesetzgebung hat den Witwer und seine Kinder übergangen. Der neue Entwurf zur Reichsversicherungsordnung sieht wohl Witwengelder und Renten für Waisen, deren Vater gestorben ist, vor, gewährt jedoch weder dem Witwer noch den Kindern beim Tode der Mutter Ansprüche. Ein Ersatz auch für die hauswirtschaftliche Frauenkraft ist aber unerläßlich für das ökonomische Weiterbestehen der Familie. So anerkennenswert die Bestrebungen sind vereinzelte Witwerheime zu gründen, so erscheint es doch unmöglich, auf diesem Wege eine generelle Lösung für den Notstand in seinem vollen Umfange zu finden, ebenso untunlich ist es, weiterhin die Frage unberücksichtigt zu lassen. Wohlfahrtseinrichtungen, Kommunen und Staat müßten hier Hand in Hand arbeiten, um durch vorbeugende Tätigkeit die mutterlosen Familien zu erhalten, zu verhüten, daß der Gesamtheit durch die sonst un-

fehlbar zu erwartenden Armenlasten, Kosten für Gefängnisse, Fürsorgeerziehung, Trinkeranstalten usw. viel Schwereres, unter Preisgabe von so viel wertvollem Menschenmaterial, aufgebürdet wird. Zunächst sollte die Reichsversicherungsordnung auch beim Tod der Hausfrau und Mutter für den Witwer und die Kinder einen Ersatz der erlittenen wirtschaftlichen Einbuße vorsehen. Die gewährten Beiträge müßten dann allerdings ausschließlich dem Zwecke dienen den Aufenthalt in einem Witwerheim mitzubestreiten, insbesondere aber für die Aufrechterhaltung des Familienheims, sei es als Zuschuß zu den Unterhaltskosten einer weiblichen Anverwandten, die den Haushalt übernimmt und Mutterpflichten an den Verwaisten erfüllt, sei es zur Besoldung einer tüchtigen Hauspflegfrau. [Die Privatinitiative hat schon seit langem Hauspflegevereine geschaffen, die bei Erkrankung oder Wochenbett der Hausfrau vorübergehend vertrauenswürdige Frauen aus dem Volke als Ersatz stellen. Diese Institution könnte, mit Unterstützung von Staat und Kommune ausgebaut, viel zugunsten der Witwerkinderr leisten. Einem viel größeren Kreise von Familien wäre mit weit geringeren Mitteln, als Witwerheime sie erfordern, durch die dauernde Beistellung solcher berufstätiger Hauspflegerinnen zu helfen, denn es ist überdies in Betracht zu ziehen, daß viele Männer eine Abneigung dagegen haben, ihre Privatexistenz aufzugeben und in eine Anstalt zu ziehen. Gleichzeitig würden auch ordentliche ältere Frauen, denselben Kreisen entstammend, denen die Kinder angehören, ihnen wohl in vielen Fällen mehr werden, als bloße Aufsichts- und Pflegepersonen, wirkliche P f l e g e m ü t t e r. Selbstverständlich müßte die Auswahl nur das bestqualifizierte Material zulassen, aber sicherlich gibt es zahlreiche achtbare, herzensgute Frauen, die solch einen sie nicht voll in Anspruch nehmenden Erwerb gerne übernehmen würden, sei es neben dem nicht allzugroßen eigenen Haushalt, einer kleinen Witwenpension, einer Rente oder dergleichen.

Aber einer wichtigen Gesetzesänderung bedarf es außerdem. Das Gesetz gibt in den meisten Ländern dem vaterlosen Waisenkinde einen Vormund. Das neue bürgerl. Gesetzbuch Deutschlands sieht nun allerdings hiervon ab, tatsächlich ist auch dieser Vormund allüberall, wo die verwitwete Mutter tüchtig und intelligent ist, weit entbehrlicher, als die Vormünderin für die Kinder alleinstehender Männer; in keinem Staate aber ist nach dieser Richtung vorgesorgt. Die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit weiblicher Pflege und Obhut für das Kind, die auch ein anständiger und arbeitsamer Mann nicht ersetzen kann, müßte unbedingt zur Einsetzung von Vormünderinnen für mutterlose Waisen führen. Hier würde sich ebenso wie in der Vormundschaft für die Unehelichen, die seit kurzem mehr und mehr von Frauen ausgeübt wird, ein neues Feld für soziale, freiwillige Frauentätigkeit bieten. Die einfache, besoldete Hauspflegerin, resp. Pflegemutter würde für das tägliche Wohl der Kinder, für geordnete häusliche Verhältnisse sorgen, die freiwillige, gebildete Vormünderin wäre befähigt, auch in schwierigen Fällen den Vater zu beraten, sich für gute Ausbildung und richtige Berufswahl der Kinder einzusetzen, sie wäre in der Lage, selbst weniger unter dem Druck unerbittlicher Tagesarbeit stehend, auch jenen Überfluß zu geben, der so notwendig für das Gedeihen der Jugend ist: Zärtlichkeit, Schönheit, Freude, Erholung. So könnte die gleichzeitige, gesetzlich gewährleistete Beistellung von Pflegemutter und Vormünderin eine zeitgemäße Lösung des Problems der Witwerkinder bringen.



IS. POLAKO, PARIS: WELCHES IST DAS BESTE ERZIEHUNGSSYSTEM?

DIE Erziehung besteht darin, in den kindlichen Geist Ideen zu säen, welche bestimmt sind, zu Gewohnheiten zu werden und dann die Grundlage des Verstandes und des Charakters des Erwachsenen zu bilden. Verstand ist die Art und Weise zu denken, Charakter die Art zu handeln. Denken und handeln — darin liegt das ganze menschliche Leben. Die das Individuum beherrschenden Ideen sind es, die es zum Denken und Handeln bewegen.

Es genügt nicht, Ideen zu „säen“, man muß sie „verankern“, und zu diesem Zweck muß man sie dem Kinde wiederholt und ohne Widersprüche oder Veränderungen vorführen. Die auf solche Weise im kindlichen Geiste verankerten Ideen sind es, die dem Individuum im späteren Leben als Kompaß dienen und seinen Gedanken und Handlungen Richtung geben. Die gute Erziehung ist die, welche das Individuum auf den Weg zum Guten führt.

Was ist das Gute, was das Böse?

In seinem Werk „La morale de la nature“ *) gibt Deshumbert dafür folgende Definition: Das Gute ist alles, was zur Steigerung der Lebensintensität, zur vollen physischen, intellektuellen, ästhetischen und moralischen Entwicklung beiträgt, zur Entwicklung aller unserer Energien, zum harmonischen Aufblühen unseres und des andern ganzen Wesens.

Das Böse ist alles, was die Lebensintensität vermindert, alles, was die volle Entwicklung dieses harmonischen Aufblühens beeinträchtigt. Wir werden versuchen nachzuweisen, welches dasjenige Erziehungssystem ist, das den Menschen zum richtigen Leben am geeignetsten macht.

So wie die Lehrzeit eines Handwerkers den Zweck hat, den Arbeiter vorzubereiten, daß er dieses Handwerk beherrschen und meistern lerne, ebenso hat die Erziehung, die Lehrzeit des Lebens, den Zweck, das Individuum so vorzubereiten, daß es das Leben beherrsche und meistere. Das Leben zu beherrschen und zu meistern heißt glücklich sein. Um dieses Resultat zu erreichen, muß die Erziehung außer dem Unterricht im technischen Sinne, mit dem sie sich zu befassen haben wird, zwei aus der innersten Natur des Menschen gewonnene Gesetze berücksichtigen: das Gesetz von der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse und das moralische Gesetz.

Der Mensch hat Bedürfnisse. Das Bedürfnis repräsentiert die Sorge; die Befriedigung des Bedürfnisses ist die Freude, die Summe von befriedigten Bedürfnissen macht das Glück aus.

Die drückendsten Bedürfnisse sind die materiellen. Erst wenn die materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, erscheinen die ideellen.

Um das ursprüngliche Bedürfnis, sich zu nähren, zu befriedigen, hat der Mensch anfangen müssen zu arbeiten. Aber, da das Arbeiten ein Leiden ist, hat der Mensch sich bemüht, möglichst viele Bedürfnisse bei möglichst geringer Arbeit zu befriedigen. Demnach sind seine fortdauernden Bemühungen dahin gegangen, seine Arbeit zu vermindern und gleichzeitig möglichst viel zu leisten. Dank seiner Erfindungskraft hat er es erreicht. Aber, als es ihm geglückt war, leichter die drückendsten Bedürfnisse zu befriedigen, blieb ihm freie Zeit übrig, und da erschien ein neuer Kummer; die Langeweile. Um die Langeweile zu täuschen, schuf sich der Mensch ein

*) Schleicher frères, éditeurs.

künstliches Bedürfnis: den Luxus, der anfangs nichts war, als eine Erweiterung der materiellen Bedürfnisse.

Aber die Befriedigung dieses neuen Bedürfnisses verlangte Mehrarbeit, und was anfangs überflüssig war, wurde durch Gewohnheit zur Notwendigkeit.

Die Befriedigung eines neuen Bedürfnisses ist ein neues Vergnügen; aber wenn dieses neue Bedürfnis eine Gewohnheit wird, verursacht es Schmerz, wenn es nicht befriedigt wird. So ist es mit allen neuen Bedürfnissen gewesen, seien sie nun materiell oder ideell, und der Mensch ist in dieser Weise immer weitergeführt worden, noch mehr zu arbeiten, um immer mehr Bedürfnisse zu befriedigen. Dieses ist das Gesetz der Erweiterungsfähigkeit der Begriffe; es verursacht den Fortschritt, es hat seit jeher den Menschen und sein Milieu verändert, ihm verdanken wir die Straßen, die Eisenbahnen, die Schifffahrt, die Entwicklung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, der Architektur und der anderen Künste. Alle diese Fortschritte sind Ergebnisse dieses Naturgesetzes, und die Erziehung soll dieser fortschreitenden Evolution Rechnung tragen, um das Individuum vorbereiten zu können, glücklich zu sein, nicht nur in dem gegenwärtigen Milieu, sondern in dem der nächsten Zukunft.

Wenn wir davon sprechen, das Individuum vorbereiten zu wollen, glücklich zu sein, meinen wir damit nicht das individuelle Glück, wie es die Genießer und Arrivisten verstehen. Wir fassen nicht die momentanen Freuden ins Auge, sondern das Glück oder die dauerhafte Freude. Nun aber kann jedes Vergnügen, das das Moralgesetz verletzt, nicht nur bestenfalls eine bloß momentane Freude geben, sondern es verursacht in der Zukunft eine lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Schädigungen (Ermüdung, Krankheit usw.).

Ein Defizit entsteht: der Feinschmecker, der seinen Magen ermüdet, kann sich desselben nicht in normaler Weise bedienen; der Trunkenbold, der seinen Organismus aus dem Geleise bringt, kann sein normales Leben nicht mehr leben. Dies gilt für Exzesse jeder Art und betrifft nicht nur einzelne Individuen, sondern auch ganze soziale Gruppen.

Der Mensch soll imstande sein, das gegenwärtige Vergnügen mit dem künftigen Defizit zu vergleichen und sich dementsprechend beherrschen; dies nennen wir Voraussicht und diese bildet die wesentliche Grundlage des Moralgesetzes.

Da uns die Erziehung die Art unserer Lebensführung lehren soll, muß sie demnach dem Moralgesetz Rechnung tragen.

Hat man immer verstanden, was diese Lebensnorm, diese Moral sein soll?

Wir glauben nicht, daß wir Grund hätten, uns über die Gegenwart übermäßig zu beklagen, und wir gehören nicht zu denen, die finden, daß alles schlecht geht und daß wir dem Untergang des Menschengeschlechtes zusteuern; nein, wir glauben, daß wir dem Besseren stets entgegengehen; aber es gibt Vieles, das geschehen könnte, um diesen Marsch nach vorwärts zu befördern, und hauptsächlich durch Erziehung können wir in diesem Sinne vieles tun.

Eine richtige Lebensnorm wird der innersten Organisation des Menschen, seiner Natur Rechnung tragen. Sie wird demnach gleichzeitig das Gesetz der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse und das Moralgesetz berücksichtigen müssen. Wenn wir einem dieser beiden Gesetze nicht Rechnung tragen, wäre das Ziel nicht erreicht. Wir haben demnach drei Erziehungssysteme:

1. die Erziehung, welche weder das Moralgesetz noch das der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse beachtet: es ist die der Wilden;
2. die Erziehung, welche wohl dem Moralgesetz, nicht aber dem Gesetz der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse Rechnung trägt: die patriarchalische Erziehung;
3. die Erziehung, welche sowohl das Moralgesetz als das Gesetz der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse berücksichtigt: die der partikularistischen Völker.

II.

Der Typus „Wilder“ ist das Produkt der wildreichen Wälder von Südamerika, von Zentralafrika usw. Der Mann jagt; das Weib pflückt Früchte oder kultiviert einige Wurzeln; der Vater kennt seine Kinder nicht; die Kinder kennen nur ihre Mutter, die verlassen ist und deren unsichere Zukunft sie unbekümmert macht um sich und ihre Kinder. Die Familie ist überall das ursprüngliche Milieu, in dem sich das Individuum bildet; bei den Wilden, deren Familie eben nicht beständig ist, fehlt jede Art von Erziehung. Es besteht bei ihnen keinerlei Begriff von Moralität, von Folgsamkeit oder Disziplin. Nur die Furcht vor Gewalt und Rache sind imstande, momentane Ordnung zu erhalten. Diese Völker sind nicht glücklich, weil ihre materiellen Bedürfnisse nicht gesichert sind, sie sind in einem fast andauernden Kriegszustande.

Und doch zitiert man die Polynesier als Wilde, die das Problem des Glückes gelöst haben. In Polynesien werden die materiellen Bedürfnisse leicht befriedigt. Der Brotfruchtbaum wächst dort reichlich, der Fischfang ist leicht. Das Klima ist dort sehr angenehm, so daß die Bedürfnisse der Bekleidung und Behausung auf ein Minimum reduziert sind.

Dies ist eine Ausnahmstellung, die diesem Volke es hätte erlauben können, glücklich zu sein. Aber, da ihre materiellen Bedürfnisse eben leicht befriedigt werden, sollten neue Bedürfnisse bei ihnen erscheinen. Sie konnten den Luxus nicht kennen lernen, weil ihre Abgeschlossenheit es ihnen nicht gestattete, Handel zu entwickeln und sie konnten nicht geistige Bedürfnisse entfalten, weil die Urteilsfähigkeit bei den Wilden noch nicht ausgebildet ist; sie haben sich den sozialen Bedürfnissen ergeben (dem Geschwätz, den Spielen usw.). Aber, Müßiggang ist aller Laster Anfang, besonders bei Menschen ohne Moralität. Sie haben sich zügellosen Ausschweifungen hingegeben, deren Ergebnis es war, daß die Rasse sich verbrauchte und die Konstitutionen unfähig wurden, der geringsten Krankheit zu widerstehen; Epidemien haben auch tatsächlich große Verwüstungen bei ihnen angerichtet. Als die Europäer in ihr Land kamen, war ihr Geist für die Zivilisation wenig vorbereitet; sie ergaben sich dem Luxus, machten unmäßigen Gebrauch von Tabak und Alkohol, und die Ausschweifung verwandelte sich in Prostitution, immer um dem Bedürfnis nach Luxus zu genügen. Die Berührung mit Europäern war der Vorwand und nicht die Ursache ihres Falles, denn sie hatten nur auf Gelegenheit gewartet, um den Wunsch nach Luxus zu befriedigen, der bei ihnen latent war und den sie bis dahin nur mittels auffallender Muscheln oder Tätowierungen befriedigen konnten. Wir sehen also, daß das Glück bei den Wilden, selbst wenn es einmal ausnahmsweise bestehen sollte, nicht von Dauer sein kann; es ist nicht beständig und bricht bei der ersten Gelegenheit zusammen.

III.

Die patriarchalische Erziehung trägt, wie wir gesagt haben, dem Moralgesetz Rechnung, aber berücksichtigt das der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse nicht. Hier ist die Überlieferung des Moralgesetzes durch das Bestehen einer Familiengruppe, die beständig ist und erzieherisch wirkt, möglich. Die Verletzung des Naturgesetzes von der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse bedingt einen Druck, der von der Gruppe Erziehender auf das Kind ausgeübt wird, einen Zwang, der die entstehenden Wünsche der jungen Generation vernichtet, eine Beherrschung des Individuums durch Tradition und Autorität. Dieses ist der Typus der patriarchalischen Erziehung. Das Prinzip dieses Systems ist es, dem Kinde Gehorsam und Respekt für die Gruppe, die es beherrscht, einzuimpfen. Da dieses System sich nicht auf die Natur gründet, stützt es sich auf das Übernatürliche, zwingt den blinden Glauben auf. Es ist die Herrschaft des Bestehenden; es erlaubt keinen Angriff, keine Einwendung. Das Individuum darf sich nicht emanzipieren; es gehört der Gruppe an, sozusagen an Händen und Füßen gebunden. Die Ehe wird den Kindern von den Eltern aufgedrungen. Sie wird nicht als Sache des einzelnen betrachtet, aber als Sache, die die ganze Familie betrifft. Gewohnt zu gehorchen, wird der einzelne einen schwachen Willen haben; aber seine Urteilskraft wird gebildet sein, denn man hat ihn die Prinzipien einer festen Lebensregel gelehrt, sie ihm eingeimpft. Jede neue Idee wird mit den einverlebten, traditionellen verglichen; sie wird zurückgewiesen, wenn sie im Widerspruch steht, und assimiliert, wenn sie übereinstimmend ist. Dieser Typus ist konservativ. Jeder Angriff, der den Einrichtungen gilt, die ihn erhalten, ist ihm lebensgefährlich. Die Obrigkeit ist daher notwendigerweise zu Verdacht geneigt; sie verfolgt den geringsten Versuch einer Kritik oder einer freien Untersuchung. Sie ist aus Vorsicht mißtrauisch. Aber, ob sie will oder nicht, ein Tag kommt, an dem die Beobachtung und die Erfahrung zeigen, daß sie im Widerspruch mit der inneren Natur des Menschen steht und der Zusammenbruch erfolgt.

Damit die patriarchalische Gruppe ungestört herrschen könne, bedurfte sie einer Sanktion. Diese Sanktion war je nach dem Milieu eine natürliche oder künstliche. Die natürliche Sanktion ergab sich bei den nomadischen Hirten und bei den Karawanenvölkern.

Bei den Hirtenvölkern, die auf Steppen mit unbearbeitbarem Boden leben, konnte man, da die Viehzucht der einzig mögliche Erwerb war, das Monopol der Herden aufstellen. Dieses Monopol bildet die Sanktion für die Art der Lebensführung. Das Milieu ist außerordentlich günstig für eine stationäre Erziehung, und da eine Evolution unmöglich ist, können sich die Bedürfnisse nicht erweitern. Diese Leute haben ihr Glück in der Mittelmäßigkeit gefunden. Es ist unmöglich, diese Erziehungsweise in anderen Gegenden einzuführen. Nichtsdestoweniger sehen wir einen großen Teil der Menschheit sich dieser Arbeit seit Jahrhunderten ohne Erfolg widmen. Diese Erziehung bildet für sich ein Ganzes; man kann sie nicht verbessern, hingegen versagt sie rasch, wie wir es bei patriarchalischen Familien sehen, wenn sie die Steppen verlassen und in die Wälder ziehen.

Die Karawanenvölker konnten nicht von Viehzucht allein leben und widmeten sich einem Transithandel, dessen Monopolisierung leicht gelingt, dank der geringen Anzahl von Verkehrswegen. Hier finden sich daher zwei Monopole, das der Viehzucht und das der Straße. Die Ausübung des Handels

hat bei den Karawanenvölkern geistige Fähigkeiten entwickelt, und sie haben Herrschgeist erworben durch die Kriege, die sie um den Besitz der Straße mit andern Stämmen führen mußten. Diese Eigenschaften haben es ihnen möglich gemacht, aus der Wüste zu ziehen und sich über den ganzen europäischen Kontinent zu verbreiten, die Ackerbauer, die sie trafen, sich zu unterwerfen.

Die künstliche Sanktion wurde bei jenen patriarchalischen Völkern geschaffen, die die Steppen verlassen und Ackerbau treiben mußten. Auf den Steppen genügte die Monopolisierung der Herden zur Beherrschung des Individuums durch die Gruppe; aber die Monopolisierung des Bodens hat nicht dieselbe Kraft; denn die Erde ist nichts ohne die Arbeit, und es gibt verfügbaren Boden. Jedes Individuum kann sich von der Gruppe losmachen und ein Stück besetzen.

Die künstliche Sanktion ist ferner auch bei den patriarchalischen Völkern geschaffen worden, zur Zeit als die Industrie bei ihnen sich entwickelte, und zwar durch die Gründung der Korporationen. Das Individuum wird immer durch die Gruppe gedrückt, und ein solches System verhindert die Kräftigung des Individuums. Wenn trotz alledem das Milieu sich hebt, so geschieht es gewaltsam und wie widerwillig; die Evolution ist eine so langsame, daß sie für uns nicht zu bestehen scheint. Scheint uns China nicht unbeweglich? Diese wenn auch noch so langsame Evolution paßt den Patriarchalischen keineswegs und sie leiden darunter. Jede Neuerung erscheint einem stationär erzogenen Geist furchtbar.

Die patriarchalische Familie ist ein Kartenhaus, das jeder Hauch umwerfen kann und das nur fortbesteht, wenn es nicht angegriffen wird. Es kommt der Tag, an dem fremde expansionsbedürftige Völker versuchen, dieses Kartenhaus umzustürzen.

Der Chinese, der der Typus der patriarchalischen Erziehung ist, war bis in die letzte Zeit gegen diese äußere Gefahr geschützt; wir sehen aber auch, wo er stehen geblieben ist. Er steht noch auf dem Standpunkt des Kleingewerbes; die Kapitalien sind in den Händen der Leiter der großen Korporationen und sind daher weniger leicht beweglich zu machen, als die einzelnen Individualvermögen. Es ist gewissermaßen ein totes Kapital. Gerechtigkeit wird schlecht ausgeübt. Der Mangel an Hygiene verursacht Epidemien. Da das Land genug bevölkert ist, wandern einzelne aus, um ihren Unterhalt in der Fremde zu verdienen. Sie können nicht über Kapital verfügen, und ihre Ersparnisse müssen zur Familie, in ihr Land zurückkommen. Man verhindert die Weiber an der Auswanderung. Ohne Kapital, ohne Familie, kann der chinesische Auswanderer nirgends seßhaft werden. Er ist gezwungen, Arbeiter oder Diener zu werden. Er lebt elend, nur um zu sparen und seine Ersparnisse nach Hause in sein Land zu bringen, denn sein Ziel ist nicht die individuelle Aufbesserung, sondern die Vermehrung des Besitzes der Gruppe. Dieses Kapital ist ein ruhendes. Aber den wirklichen Reichtum einer Nation mißt man nicht nach der Summe des disponiblen, sondern nach der des arbeitenden Kapitals. Es ist nur arbeitendes Kapital, welches der Agrikultur, dem Handel, der Industrie Dienste erweist, welches Einkommen und Löhne zum Steigen bringt.

Die Kelto-Slaven, welche auf patriarchalischer Basis leben, haben Rußland bevölkert. Da dieses Land der westlichen Zivilisation näher ist als China, so hat man dort früher die Entwicklung der Kommunikationswege bewerkstelligt. Dort, wo sie weniger entwickelt sind, war Hungersnot häufig, und

dort, wo sie sich gut entwickelten, hat die patriarchalische Familie sich aufgelöst. Und weshalb? Da der patriarchalische Entwickelte unbeweglich ist, ist er nicht bereit, sich einer Evolution seines Milieu anzupassen. Da die patriarchalische Gruppe nicht die Charakterstärke entwickelt, sondern nur eine Benehmensregel oktroyiert, die dem Interesse der Gruppe zum Schaden des Individuums dient, hat sich ferner der Alkoholismus verbreitet und hat in dem Lande dieselbe Rolle gespielt, wie das Opium in China. Diese Geißel und der Luxus, der sich durch die Entwicklung des Handels verbreitet hat, ohne beim Bauern Arbeitsfähigkeit zu bilden, haben ihn tief geschädigt und die Auflösung der Familiengruppe verursacht.

Wir sehen hieraus, daß das System der patriarchalischen Erziehung das Glück nur bei einem unbeweglichen Milieu sichert, und daß es flieht, sobald das Milieu sich entwickelt.

IV.

Die partikularistische Erziehung berücksichtigt zugleich das Moralgesez und das Gesez der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse, und sie besteht darin, in dem Individuum Prinzipien zu verankern, die diesen beiden Gesezen entsprechen. Da kein Naturgesez verletzt wurde, hat die erziehende Gruppe keine Beschränkung mehr auszuüben. Im Gegenteil, jede Beschränkung hindert den direkten Kontakt des Individuums mit der Natur. Aber das Individuum legt sich freiwillig die Beschränkungen auf, deren Nützlichkeit es einsieht: dies ist Selbstbeschränkung. Die Gruppe besteht von nun an nur aus Einzelwillen. Es ist also das Vorherrschen der einzelnen über die Gruppe; daher die Bezeichnung partikularistischer Typus.

Dieses System fürchtet weder eine freie Kritik noch eine nähere Untersuchung und ist fähig, sowohl die Beobachtungs- als auch die Erfahrungsfähigkeit zu entwickeln. Dieser Typus wird leicht jede überlieferte Idee aufgeben, wenn sie mit der neuen Erfahrung im Widerspruch steht.

Da das Kapital nicht als Mittel zur Beherrschung der Gruppe verwendet wird, bleibt es Einzelbesitz. Da die Ehe nicht die Erhaltung der Gruppe zum Ziel hat, wird sie zum einfachen persönlichen Übereinkommen und ist daher auf gegenseitige Zuneigung gegründet. Die Kinder verlassen ihre Eltern und gründen sich ein neues Heim, sowie sie dazu imstande sind. Sie bleiben nicht, wie in den patriarchalischen Familien unter der Herrschaft und Vormundschaft des Patriarchen. Die Erziehung besteht weniger aus einem Aufpfropfen von Ideen, als aus einer Entwicklung der Fähigkeiten und daraus, das Individuum instand zu setzen, sich derselben zu bedienen, denn es wird später selbst handeln müssen. Man entwickelt so auch die Fähigkeit der Selbsthilfe.

Der Wilde ist dem freien Spiel der Natur preisgegeben, ohne Kompaß, nach dem er sich richten könnte. Seine schlummernden Fähigkeiten gestatten ihm nicht, in Kontakt mit ihr zu treten. Der Partikularist hingegen, imstande, sich seiner Fähigkeiten zu bedienen, tritt in Kontakt mit der Natur, durch alle Poren sozusagen. Der partikularistische Typus kann sich unbeschränkt verbessern. Das durch dieses Erziehungssystem erhaltene Resultat ist die möglichst vollständige Ausbildung aller Fähigkeiten: der körperlichen durch die Hygiene und Gymnastik, der geistigen durch die Erwerbung eines starken Willens und sicheren Urteils. Dieses ermöglicht es dem Individuum, Menschen und Dinge richtig zu beurteilen.

Der patriarchalisch Erzogene beurteilt den Menschen am häufigsten nach dem Anschein, während der Partikularist ihn nach seinen Handlungen beurteilt. Er verlangt Tatsachen und nicht Vermutungen. Der einzelne meistert sich selbst, er hat Selbstbeherrschung. Er hat Geistesgegenwart in schweren Situationen. Er hat die Fähigkeit, den vorgezeichneten Weg seiner Lebensführung aufrecht zu erhalten, ohne sich durch äußere Einflüsse beirren zu lassen. Er hat die Fähigkeit, sich im Handeln und Denken zu konzentrieren. Er macht immer nur eine Sache auf einmal, aber er macht sie gut und rasch und geht hierauf zu einer andern über: er teilt sein Leben ein. Er findet Zeit für Arbeit und Vergnügen, und eines beeinträchtigt nicht das andere. Die Zeit wird einen großen Wert für ihn haben: time is money. Die Achtung vor der Frau ist sehr ausgebildet. Das junge Mädchen wählt seinen Gatten mit vollem Bewußtsein.

Die durch dieses Erziehungssystem gebildeten Individuen werden einen festen Willen haben; sie werden nichts vernachlässigen, um im Leben Erfolg zu haben; sie werden sich ein günstiges Milieu schaffen, sie werden sich mit allen nützlichen Kenntnissen versehen; sie werden alle schädlichen Laster vermeiden, vor allem den Alkoholismus, der die Gesundheit zerstört und die Selbstbeherrschung unmöglich macht. Ein solches Volk wird sowohl in seinen Vergnügungen, wie in seiner Arbeit geordnet leben. Der Luxus, der nur glänzt, wird von dem Luxus der Bequemlichkeit ersetzt; die Vergnügungen werden mehr privater als öffentlicher Natur sein. Der repräsentative Typus dieses Erziehungssystems ist der angelsächsische.

Längs der Fjorde Norwegens ist der Übergang von der patriarchalischen zur partikularistischen Erziehung erfolgt. Die patriarchalischen Familien, die dorthin auswanderten, mußten sich einzeln auf isolierten, von Wasser und Felsen eingeschlossenen Grundstücken niederlassen; und auf jedem dieser Grundstücke konnte sich nur eine einzige Familie niederlassen. Dort ist der Ursprung der partikularistischen Erziehung. Die durch dieses System erworbenen individuellen Eigenschaften haben es den Norwegern möglich gemacht, ein glückliches Volk zu sein. Wir wissen, daß in diesem Lande die Zahl der Verbrechen auf ein Minimum beschränkt ist und die Lebensdauer ihr Maximum erreicht hat. Es gibt keine Analphabeten, keine Bettler, keine Vagabunden. Die Frau wird geachtet und geehrt. Bewaffnete Konflikte sind seit vielen Jahren dort unbekannt. Das persönliche Glück ist in diesem Lande zu finden, ohne das Glück des Nachbarn zu stören.

Norwegische Auswanderer kamen nach Niedersachsen; sie nannten sich dann auch Sachsen. Nachdem ein Teil von ihnen England kolonisierte, nahmen sie den Namen Angelsachsen an. Sie fanden in England einen reichen Grund und Boden, wo es den fähigsten und begünstigtesten Individuen gelang, über ihre Bedürfnisse hinaus zu erwerben. Sie sammelten ein gewisses Kapital, und aus dieser Kategorie von Individuen bildete sich die obere Klasse, die man mit „gentry“ bezeichnet und deren Typus der Gentleman ist: er ist das Produkt der entwickelten partikularistischen Erziehung. Man darf den Gentleman nicht mit dem Lord verwechseln. Der Lord ist nicht sächsischen Ursprungs; er ist Normanne von patriarchalischem Ursprung und bildet eine vornehme auf Heredität basierende Kaste, während der Gentleman sächsischen Ursprungs das Produkt einer Selektion ist und seine Stellung nur seinen persönlichen Fähigkeiten verdankt. Es ist der Gentleman, der die Nation vorwärtsbringt und die Prinzipien der partikularistischen Erziehung entwickelt. Er verwertet sein Kapital und seinen Grundbesitz, indem er

dort, wo sie sich gut entwickelten, hat die patriarchalische Familie sich aufgelöst. Und weshalb? Da der patriarchalische Entwickelte unbeweglich ist, ist er nicht bereit, sich einer Evolution seines Milieu anzupassen. Da die patriarchalische Gruppe nicht die Charakterstärke entwickelt, sondern nur eine Benehmensregel oktroyiert, die dem Interesse der Gruppe zum Schaden des Individuums dient, hat sich ferner der Alkoholismus verbreitet und hat in dem Lande dieselbe Rolle gespielt, wie das Opium in China. Diese Geißel und der Luxus, der sich durch die Entwicklung des Handels verbreitet hat, ohne beim Bauern Arbeitsfähigkeit zu bilden, haben ihn tief geschädigt und die Auflösung der Familiengruppe verursacht.

Wir sehen hieraus, daß das System der patriarchalischen Erziehung das Glück nur bei einem unbeweglichen Milieu sichert, und daß es flieht, sobald das Milieu sich entwickelt.

IV.

Die partikularistische Erziehung berücksichtigt zugleich das Moralgesez und das Gesez der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse, und sie besteht darin, in dem Individuum Prinzipien zu verankern, die diesen beiden Gesezen entsprechen. Da kein Naturgesez verletzt wurde, hat die erziehende Gruppe keine Beschränkung mehr auszuüben. Im Gegenteil, jede Beschränkung hindert den direkten Kontakt des Individuums mit der Natur. Aber das Individuum legt sich freiwillig die Beschränkungen auf, deren Nützlichkeit es einsieht: dies ist Selbstbeschränkung. Die Gruppe besteht von nun an nur aus Einzelwillen. Es ist also das Vorherrschen der einzelnen über die Gruppe; daher die Bezeichnung partikularistischer Typus.

Dieses System fürchtet weder eine freie Kritik noch eine nähere Untersuchung und ist fähig, sowohl die Beobachtungs- als auch die Erfahrungsfähigkeit zu entwickeln. Dieser Typus wird leicht jede überlieferte Idee aufgeben, wenn sie mit der neuen Erfahrung im Widerspruch steht.

Da das Kapital nicht als Mittel zur Beherrschung der Gruppe verwendet wird, bleibt es Einzelbesitz. Da die Ehe nicht die Erhaltung der Gruppe zum Ziel hat, wird sie zum einfachen persönlichen Übereinkommen und ist daher auf gegenseitige Zuneigung gegründet. Die Kinder verlassen ihre Eltern und gründen sich ein neues Heim, sowie sie dazu imstande sind. Sie bleiben nicht, wie in den patriarchalischen Familien unter der Herrschaft und Vormundschaft des Patriarchen. Die Erziehung besteht weniger aus einem Aufpfropfen von Ideen, als aus einer Entwicklung der Fähigkeiten und daraus, das Individuum instand zu setzen, sich derselben zu bedienen, denn es wird später selbst handeln müssen. Man entwickelt so auch die Fähigkeit der Selbsthilfe.

Der Wilde ist dem freien Spiel der Natur preisgegeben, ohne Kompaß, nach dem er sich richten könnte. Seine schlummernden Fähigkeiten gestatten ihm nicht, in Kontakt mit ihr zu treten. Der Partikularist hingegen, imstande, sich seiner Fähigkeiten zu bedienen, tritt in Kontakt mit der Natur, durch alle Poren sozusagen. Der partikularistische Typus kann sich unbeschränkt verbessern. Das durch dieses Erziehungssystem erhaltene Resultat ist die möglichst vollständige Ausbildung aller Fähigkeiten: der körperlichen durch die Hygiene und Gymnastik, der geistigen durch die Erwerbung eines starken Willens und sicheren Urteils. Dieses ermöglicht es dem Individuum, Menschen und Dinge richtig zu beurteilen.

Der patriarchalisch Erzogene beurteilt den Menschen am häufigsten nach dem Anschein, während der Partikularist ihn nach seinen Handlungen beurteilt. Er verlangt Tatsachen und nicht Vermutungen. Der einzelne meistert sich selbst, er hat Selbstbeherrschung. Er hat Geistesgegenwart in schweren Situationen. Er hat die Fähigkeit, den vorgezeichneten Weg seiner Lebensführung aufrecht zu erhalten, ohne sich durch äußere Einflüsse beirren zu lassen. Er hat die Fähigkeit, sich im Handeln und Denken zu konzentrieren. Er macht immer nur eine Sache auf einmal, aber er macht sie gut und rasch und geht hierauf zu einer andern über: er teilt sein Leben ein. Er findet Zeit für Arbeit und Vergnügen, und eines beeinträchtigt nicht das andere. Die Zeit wird einen großen Wert für ihn haben: *time is money*. Die Achtung vor der Frau ist sehr ausgebildet. Das junge Mädchen wählt seinen Gatten mit vollem Bewußtsein.

Die durch dieses Erziehungssystem gebildeten Individuen werden einen festen Willen haben; sie werden nichts vernachlässigen, um im Leben Erfolg zu haben; sie werden sich ein günstiges Milieu schaffen, sie werden sich mit allen nützlichen Kenntnissen versehen; sie werden alle schädlichen Laster vermeiden, vor allem den Alkoholismus, der die Gesundheit zerstört und die Selbstbeherrschung unmöglich macht. Ein solches Volk wird sowohl in seinen Vergnügungen, wie in seiner Arbeit geordnet leben. Der Luxus, der nur glänzt, wird von dem Luxus der Bequemlichkeit ersetzt; die Vergnügungen werden mehr privater als öffentlicher Natur sein. Der repräsentative Typus dieses Erziehungssystems ist der angelsächsische.

Längs der Fjorde Norwegens ist der Übergang von der patriarchalischen zur partikularistischen Erziehung erfolgt. Die patriarchalischen Familien, die dorthin auswanderten, mußten sich einzeln auf isolierten, von Wasser und Felsen eingeschlossenen Grundstücken niederlassen; und auf jedem dieser Grundstücke konnte sich nur eine einzige Familie niederlassen. Dort ist der Ursprung der partikularistischen Erziehung. Die durch dieses System erworbenen individuellen Eigenschaften haben es den Norwegern möglich gemacht, ein glückliches Volk zu sein. Wir wissen, daß in diesem Lande die Zahl der Verbrechen auf ein Minimum beschränkt ist und die Lebensdauer ihr Maximum erreicht hat. Es gibt keine Analphabeten, keine Bettler, keine Vagabunden. Die Frau wird geachtet und geehrt. Bewaffnete Konflikte sind seit vielen Jahren dort unbekannt. Das persönliche Glück ist in diesem Lande zu finden, ohne das Glück des Nachbarn zu stören.

Norwegische Auswanderer kamen nach Niedersachsen; sie nannten sich dann auch Sachsen. Nachdem ein Teil von ihnen England kolonisierte, nahmen sie den Namen Angelsachsen an. Sie fanden in England einen reichen Grund und Boden, wo es den fähigsten und begünstigtesten Individuen gelang, über ihre Bedürfnisse hinaus zu erwerben. Sie sammelten ein gewisses Kapital, und aus dieser Kategorie von Individuen bildete sich die obere Klasse, die man mit „gentry“ bezeichnet und deren Typus der Gentleman ist: er ist das Produkt der entwickelten partikularistischen Erziehung. Man darf den Gentleman nicht mit dem Lord verwechseln. Der Lord ist nicht sächsischen Ursprungs; er ist Normanne von patriarchalischem Ursprung und bildet eine vornehme auf Heredität basierende Kaste, während der Gentleman sächsischen Ursprungs das Produkt einer Selektion ist und seine Stellung nur seinen persönlichen Fähigkeiten verdankt. Es ist der Gentleman, der die Nation vorwärtsbringt und die Prinzipien der partikularistischen Erziehung entwickelt. Er verwertet sein Kapital und seinen Grundbesitz, indem er

intelligente Mitarbeiter wählt. Es gibt freie Kontrakte zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, weder Sklaverei noch Leibeigenschaft. Der Arbeitgeber überwacht Verbesserungen, er kontrolliert sie, probiert sie aus. Er trägt zur Vermehrung der Erfahrungen der Rasse bei, und jeder hat seinen Vorteil daraus. Seine Situation ist nicht unveränderlich: das Individuum hebt sich fortwährend, und ein jeder kann es erreichen, Gentleman zu werden. Alle haben daher das gemeinsame Interesse, Hindernisse vom Aufstieg wegzuräumen. Der Gentleman ist für die Verbreitung des Unterrichtes und für den Kampf gegen das Laster. Die angelsächsische Rasse ist ein mächtiger Hebel des Fortschrittes; sie ruft eine Evolution hervor statt sie abzuwarten. Sie drängt zur Entwicklung der Industrie, des Handels, der Schifffahrt. Sie verwandelt Wüsteneien in reiche Länder und verbreitet die Zivilisation in den entferntesten Gegenden.

Wir können sagen, daß die angelsächsischen Völker zu den glücklichsten gehören und daß sie es sind, deren Zukunft und Glück am besten gesichert ist. Tatsächlich ist in England die Zahl der Verbrechen sehr gering, und um die öffentliche Sicherheit ist es gut bestellt. Der Standard des Lebens ist ein hoher. Die Menschen erhalten sich länger im Vollbesitz ihrer Fähigkeiten, denn sie pflegen sie fortwährend durch Gymnastik und passende Hygiene. Die englische Gerechtigkeit wird als Muster zitiert. Der Bureaokratismus ist auf seine einfachste Form reduziert. Der Klassenhaß existiert fast nicht mehr, die Streiks sind weniger häufig als in andern Ländern, ruhiger und weniger aggressiv. Der englische Arbeiter wohnt besser, ißt besser, lebt bequemer, hat einen höheren standard of life als jeder andere Arbeiter. Der englische Mittelstand lebt besser als der des Kontinents; er erschöpft sich nicht durch das Schaffen der Mitgift für seine Töchter, noch durch das Zwingen seiner Söhne zu höheren Studien. Seine einzigen Ersparnisse gelten der Lebensversicherung, damit im Falle seines vorzeitigen Ablebens seine Familie nicht in der Not zurückbleibt.

Das angelsächsische Ideal ist die fortwährende Hebung des moralischen Wertes des einzelnen und die Zunahme der menschlichen Würde.

Wir sehen, daß die Prinzipien der partikularistischen Erziehung sich weit von den Fjorden und somit weit von ihrem Ursprungsort erhalten haben. Dieser Umstand ist hauptsächlich der Isolierungsfähigkeit des Angelsachsen zu danken, einer Eigenschaft, die er sich zu bewahren gewußt hat. Jeder Mensch weiß, daß auf den englischen Landgütern die Bauern verstreut, jeder auf seinem Besitz, leben, statt sich in Dörfern anzusammeln. Und in den Städten sind die Häuser meist durch kleine Gärten getrennt. Selbst in jedem Haus hat jedes Individuum sozusagen sein eigenes Zimmer: sein Privatheiligtum. Auch die Kinder haben das ihre, die „Nursery“. Der durch diese Erziehung gebildete Mensch hat in jungen Jahren Lebenserfahrung gewonnen. Er kennt seinen Beruf und kann allein die Kenntnisse erwerben, die unentbehrlich sind, um auf dem Wege, den er mit vollem Bewußtsein gewählt hat, zu reussieren.

Der selfmade man ist das Musterbild der angelsächsischen Rasse.

V.

In der angelsächsischen Rasse hat sich die partikularistische Erziehung am reinsten erhalten; aber sie hat sich auch über fast ganz Westeuropa verbreitet. Darin unterscheidet sich der Osten vom Westen, daß er bei der

patriarchalischen Erziehung stehen geblieben ist. Wenn im westlichen Europa die Wirkungen dieser Erziehung sich nicht mit der Kraft manifestieren, wie in den angelsächsischen Ländern, so ist es dem Umstande zuzuschreiben, daß die beiden Formationen in Kontakt miteinander waren und sich vermengt haben. Deshalb finden wir dort Vor- und Nachteile, die aus beiden Erziehungssystemen stammen. In den angelsächsischen Ländern hat es auch eine Vermischung beider Rassen gegeben, als patriarchalische sich dort in Massen niederließen, wie z. B. die Normannen; aber im Verhältnis zu den Sachsen waren ihrer doch wenige, und jene letzteren haben ihr System zum Vorherrschen gebracht. Dort, wo Patriarchen sich einzeln und mit Unterbrechungen niederließen, hat sich nur die Elite assimilieren können; die übrigen haben sich desorganisiert.

Im Eastend von London befindet sich die kompakteste Gruppe dieser Art. Dort fristet eine elende Bevölkerung ihr Dasein, aus sehr gemischten Elementen bestehend, wo die Individuen von patriarchalischer Erziehung bei weitem vorherrschen. Glücklose Partikularisten, die ein schlechtes Leben führen, kommen auch dazu, sie versinken und verlieren von nun an jede Möglichkeit, sich zu erheben.

In Amerika dasselbe Phänomen: die niederen oder abhängigen Stellungen werden von Individuen eingenommen, die aus Ländern stammen, in denen die patriarchalische Erziehung vorherrscht.

Die meisten dieser Leute sind nicht imstande, für sich allein die Frage des täglichen Brotes zu lösen; sie sind eine beständige Drohung gegen den öffentlichen Frieden; sie sind bei der geringsten Veranlassung bereit, die Ordnung zu stören. Sie sind politische und revolutionäre Agitatoren, sie haben zweideutige Berufe, üben Gewalt und verüben Verbrechen.

VI.

In der Evolution der Erziehung gibt es zwei Phasen. In der ersten beherrscht die patriarchalische Erziehung die Welt; in der zweiten erscheint die partikularistische Erziehung und tritt in den Kampf mit der andern. Die erste Phase ist die, welche von den Historikern mit Geschichte des Altertums bezeichnet wird. Was sie charakterisiert sind die großen Reiche, die sowie sie zu groß werden, sich nicht mehr halten können, zerfallen, um andern Platz zu machen, welche dasselbe Schicksal ereilt. Man sieht überall: oben den Kampf um die Macht, unten Sklaverei, und hinter beiden steckt Unveränderlichkeit. Einerseits Krieg und Grausamkeit, andererseits Ergebung in das Unglück, ein Sichbeugen im Elend.

Das Mittelalter ist die Zeit, um welche der Partikularismus im Westen erscheint und mit dem patriarchalischen Prinzip zu kämpfen beginnt. Zu jener Zeit geschah es auch, daß sich ein Kompromißzustand zwischen beiden Erziehungsarten langsam ausbildete.

Während der Epoche, die wir die Neuzeit nennen, beginnt der Partikularismus sich über die ganze Welt auszubreiten. In diese Zeit fällt die Vergrößerung des Handelsmarktes, die den überseeischen Entdeckungen zuzuschreiben ist. Spanier und Portugiesen verdanken ihrer günstigen Lage, daß sie die ersten sind, die davon profitieren. Aber ihrer patriarchalischen Erziehung entsprechend wollen sie ihre Eroberungen monopolisieren und die Völker beherrschen, die sie rücksichtslos ausbeuten. Spanien verbietet seinen Kolonien, mit andern Nationen Handel zu treiben. Noch einmal

scheint ein ungeheures patriarchalisches Reich die Welt zu beherrschen; aber, wie vorher, wird die Beherrschung schwierig, wenn die Länder zu groß sind. Engländer und Holländer hatten ihre Marine ausgebildet, und um sein Monopol zu erhalten, wollte Spanien sie zerstören. Aber durch die Zerstörung der unbesiegbaren Armada wurde die Freiheit der Meere für immer besiegelt, und zwar wurde sie es durch die Macht partikularistischer Elemente. Seither haben sich die Engländer über alle Weltteile auf erstaunliche Weise immer mehr ausgebreitet.

Wir haben gesehen, daß die Engländer unter sich eine patriarchalische Gruppe hatten: die Normannen, und dadurch wurde die partikularistische Erziehung in ihrer Reinheit leicht gefälscht. Daher kommt es, daß sie wiederholt versuchten, den amerikanischen Kolonisten ihre Herrschaft aufzuoktroieren, trotz deren Gegenwillen. Dies führte zur Gründung der Vereinigten Staaten. Aber, die Erfahrung hat ihre Früchte getragen. Seit damals haben die englischen Kolonien sich stets des Selfgovernment erfreut, sobald man sie für fähig gehalten hat, sich desselben zu bedienen. Das Selfgovernment wird gewiß eines Tages Indien und Ägypten gewährt werden, wie es kürzlich auch dem Transvaal gegeben wurde.

In andern Ländern lernt man nicht durch die Erfahrung. So hat Spanien seine Kolonien verloren durch die Art seines Beherrschungssystems, das es nicht ändern wollte, trotz der traurigen Resultate seiner Politik.

Den partikularistischen Völkern ist es allmählich gelungen, die notwendigen Organismen zu schaffen, um ihre Unabhängigkeit gegen die Beherrschungsversuche der patriarchalischen Völker zu schützen und gegen die Hindernisse, die diese letzteren der freien Konkurrenz gegenüber stellen wollten. Ihrerseits sind die patriarchalischen Völker gezwungen worden, sich für den ökonomischen Kampf zu rüsten, denn auf ökonomischem Gebiete ist es, daß sich der Kampf in der Geschichte der Gegenwart abspielt.

Die partikularistischen Völker, deren Bedürfnisse entwickelt sind, sind genötigt, hohe Löhne zu zahlen, während die patriarchalischen Völker, die verhältnismäßig stehen geblieben sind, niedere Löhne zahlen. Um gegen den Vorteil der niederen Löhne zu kämpfen, waren die partikularistischen Völker genötigt, zur Maschine Zuflucht zu nehmen; deshalb hat die Maschineneinführung in angelsächsischen Ländern begonnen. Bei ihnen ist dieser Fortschritt zuerst zur Wirklichkeit geworden, und die andern Völker waren dann genötigt, zu folgen. Die englischen Kohlenlager haben die Entwicklung des Maschinismus gefördert und daher auch die englische Industrie. Durch seine Industrie und seine Marine konnte England seinen Welthandel entwickeln. Die Kohlenlager dieses Landes werden sich eines Tages erschöpfen, und dies wird notwendigerweise den Fall seiner Industrie und seines Handels herbeiführen. Die an das Land ihrer Ahnen geketteten Patriarchen unterliegen notwendigerweise allen Konsequenzen ungünstiger Veränderungen, die sich in demselben zeigen; aber die Engländer werden es verstehen, sich leicht wo anders hin zu verpflanzen, wie es jetzt schon viele unter ihnen tun, die mit Leichtigkeit in ferne Länder ziehen, um ihren Lebensunterhalt zu suchen. Sie haben überall Erfolg und gedeihen in auffallender Weise. Man kann sicher sein, daß es wieder die Angelsachsen sein werden, die noch verborgene Reichtümer verwerten werden und dies dank der Leichtigkeit, mit der ihre Arbeiter reisen, und der Kühnheit und Macht ihrer Businessmen.

Wir glauben jetzt schließen zu können, daß da der Fortschritt unvermeidlich ist, das Glück und selbst das relative, nur dann erreicht werden

kann, wenn man gut darauf vorbereitet ist, sich den beiden Naturgesetzen anzupassen: dem Moralgesetz und dem der Erweiterungsfähigkeit der Bedürfnisse, kurz, dem Gesetz des Fortschrittes. Wir glauben auch bewiesen zu haben, daß der allgemeine Fortschritt nichts sein kann, als die Summe der individuellen Fortschritte.

Die Individuen sollen sich durch eine immer größer werdende Erfahrung von Menschen und Dingen und durch die größte Entwicklung ihrer physischen, intellektuellen und moralischen Fähigkeiten vervollkommen. Sie müssen sich vollkommen unabhängig zu machen trachten von allen Banden, die sie an einen gegebenen Ort, einen gegebenen Beruf oder an eine gegebene Umgebung fesseln könnten. Jedes Individuum soll frei sein, sich dorthin zu begeben, wo seine Fähigkeiten das Maximum von Erfolg geben können. Man sollte von jetzt an unsern Kindern allmählich das einflößen, was es nur Gutes und hauptsächlich Männliches in der partikularistischen Erziehung gibt, sie immer als verantwortungsfähige Wesen behandeln, sie sich allein helfen lassen, in so vielen Fällen als möglich. In dem Maße, wie sie älter werden, muß man ihnen beibringen, daß sie sich ihre Stellung selbst machen müssen und daß sie eines Tages von ihren Eltern sich trennen werden müssen, um sich ein eigenes Heim zu gründen. Man sollte sie daran gewöhnen, ihre eigenen Interessen zu vertreten und den Wert der Dinge zu schätzen, ihnen Freude an der Arbeit und gesunden Vergnügungen, Wertschätzung der gebräuchlichen Berufe und Geringschätzung der Politik und des Bureaukratismus beibringen und schließlich sie mit dem Gedanken vertraut machen, daß man überall glücklich sein kann, denn das Glück liegt in uns selbst und nicht in der äußeren Umgebung. Hauptsächlich die Mütter können viel in diesem Sinne leisten; man sollte sie daher über die Richtung aufklären, nach der sie für das Wohl ihrer Kinder tätig sein sollen.

Wir haben die großen Vorzüge der angelsächsischen Erziehung anerkannt und gewürdigt; aber wir glauben einen Punkt hervorheben zu sollen. Die intellektuelle Erziehung ist in den angelsächsischen Ländern nicht genug entwickelt, im Vergleich zu der, wie sie es in vielen andern Ländern ist. Damit wollen wir nicht sagen, daß sie in irgendeinem Lande vollkommen ist, aber es scheint, als ob sie in Frankreich einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht hat, als anderswo. Frankreich war schon oft der Herd freier Ideen und vornehmer, erhabener Gedanken. Es ist Frankreich, das sie über die Welt verbreitet hat. Nach Frankreich kommen all die zahlreichen Studenten und Gelehrte aller Länder der Welt, um diese Ideen mit der intellektuellen Erziehung in sich auf zunehmen. Aber hier muß man einen gegenteiligen Vorwurf machen, den, daß die intellektuelle Erziehung zu weit vorgeschoben wird, zuungunsten der physischen, und daß die Erziehung zur Männlichkeit und zum Handeln nicht genügend berücksichtigt wird. In einem Buch, das Sensation machte, als es erschien und dessen Titel: *A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons* *) lautet, und auch in einer zweiten Arbeit: *L'Education nouvelle* **) betitelt, hat M. Desmoulins vor einigen Jahren in überzeugender Weise auf die Vorteile der angelsächsischen Erziehung hingewiesen. Von da an ist in Frankreich eine Bewegung entstanden, die einige sehr interessante Versuche in dieser Richtung hervorbrachte. Einige „Ecoles nouvelles“ wurden gegründet. In Italien und in der Schweiz wurden auch Schulen dieser

*) Firmin Didot & Co.

**) Firmin Didot & Co.

Art gegründet, in Deutschland und Österreich Landerziehungsheime. In all diesen Instituten versucht man die Prinzipien der angelsächsischen Erziehung anzuwenden. Es handelt sich darum zu wissen, bis zu welchem Punkt und in welcher Weise man die Anwendung oder Adaptierung dieses Systems in jedem Lande durchführen kann. Die Staaten müssen das Gute aus den Erziehungssystemen ihrer Nachbarn entnehmen, um ihr eigenes damit zu vervollkommen. Man muß von den gemachten Erfahrungen profitieren, um zu einem System zu gelangen, das es jedem Individuum ermöglicht, seine volle physische, intellektuelle, ästhetische und moralische Entwicklung zu erreichen — damit wäre der Menschheit eine große Wohltat erwiesen.



DR. EDUARD STRAUSS, FRANKFURT A. M.: BILDUNGSGEGENSÄTZE UND BILDUNGSEINHEIT.



OR die Aufgabe gestellt, die Werte humanistischer und naturwissenschaftlicher Bildung gegeneinander abzuwägen, muß es uns von vornherein klar sein, daß es sich hier nicht lediglich darum handeln kann, die pädagogisch-technischen Gegensätze der heutigen Schulen rein fachmännisch zu beleuchten. Es muß vielmehr ein Gesichtspunkt gefunden werden, der es uns gestattet, zu einer höheren Einheit und letzten Endes zu dem eigentlichen Begriff der „Bildung“ zu gelangen. Hierbei könnte sich schließlich sogar ergeben, daß mit dem verstandesmäßigen Begriff der Bildung nichts oder nicht viel gewonnen ist, sondern daß das erlösende Wort im gegenwärtigen Streite von einer andern — höheren — Instanz gesprochen werden muß: vom Erlebnis. — Wir haben heute in den weitesten Kreisen sowohl derer, die der Schule als Pädagogen nahe stehen, wie auch derer, die ihr fern stehen oder ihr entwachsen sind, den Kampf zwischen den verschiedenen Fächern, welche als Bildungsmaterialien, d. h. als Signum des „Gebildeten“ anerzogen werden sollen: Hier Humaniora, dort Naturwissenschaft und Technik, so lautet der Streitruf heute noch wie vor Jahren, und noch ist kein Weg abzusehen, der zu dem Ziele einer Einigung führte. Extreme sind aufgetaucht, extreme Ansichten und extreme Wünsche. Auf der einen Seite die Erhaltung des absolut klassischen, sogar philologischen Charakters des Gymnasiums, auf der andern Seite ein Aufräumen mit der ganzen philologischen, der ganzen klassischen Tradition, ein Hinweisen auf den durchaus temporären Charakter der Schule; ja man hat den Wunsch ausgesprochen, es möge bei jedem Menschen, gleichviel, was er wolle, was er sei, von vornherein mit einer ganz begrenzten Fachausbildung begonnen werden, und man hat gesagt, von dem Fach aus entwickle sich dann die Bildung.

Eine abstraktere Wendung gewinnt der Streit in dem Gegensatze zwischen „Realia“ und „Irrealia“. Man hat gesagt: in einer Zeit, die so überhäuft ist mit Massen von Kenntnissen, von Erfahrungen und Entdeckungen, von Strebungen aller Art, überlastet das Leben die jungen Menschen in ihrem Geschäft oder Beruf dermaßen, daß es nicht möglich ist, ihnen alles das in Ruhe mitzugeben, was die Schule der „Humaniora“ eigentlich verlangt. Infolgedessen ist es nötig, daß große Kreise sich mit

dem Erlernen dessen bescheiden, was man so „für den Hausgebrauch“ nötig hat, will sagen für das Geschäft oder den Beruf, um dann in das sogen. praktische Leben hinauszutreten und nun nichts, aber auch gar nichts mehr von dem anzurühren, wozu die Schule ihnen vielleicht eine Anregung hätte geben können. Vielleicht auch hat die Schule ihnen diese Anregung in dem einen oder anderen Falle nicht gegeben. Eine Kluft gähnt auch hier. Im Grunde genommen, was sind denn eigentlich diese Realia und diese Irrealia? Macht man sich wohl bei diesem Gegensatz klar, daß Wirklichkeit das ist, was wirkt und daß es gar keinen Unterschied, wenigstens keinen qualitativen zwischen diesen beiden Dingen gibt, sondern nur einen quantitativen! Vielleicht nur eine kleine Veränderung im Intensitätsgrad ist nötig, und eine für ganz unwirklich gehaltene Sache — nennen wir das einmal „eine Idee“ — beginnt plötzlich eine derartige Wirklichkeit zu entfalten, daß alle sogen. Realia im Nu über den Haufen gerannt werden. Die Geschichte lehrt uns das auf allen Seiten. Dieser Gegensatz, sowie der andere zwischen den Fächern, erscheint uns falsch konstruiert und zu keiner Lösung führend. Ich glaube, das ganze Problem ist falsch gestellt, und wir müssen, um zu seiner Richtigstellung, um zu einer Versöhnung der Gegensätze oder vielleicht zu der Erkenntnis, daß keine existieren, zu kommen, das Wort Bildung zuvörderst einmal auf seine wesentliche Bedeutung untersuchen.

Was ist Bildung? Das ist das erste und nächste, was uns hier zu beschäftigen hat. Ich setze an den Anfang dieser Besprechung einen Lehrsatz: Bildung ist nicht Wissen. Der ganze Fehler, der gemacht worden ist, beruht darauf, daß man Bildung mit Wissen verwechselt hat. Bildung ist nicht einfach überliefertes, erlerntes Wissen, sondern es ist „erlebtes Wissen“. Und mit diesem Wort „erlebtes Wissen“ schalten wir ein Moment in den Begriff Bildung ein, welches allzusehr übersehen worden, aber von so zentraler Wichtigkeit ist, daß man bei ihm verweilen muß. Erlebtes Wissen, also Bildung, ist Formung der Seele, wobei ich unter erlebtem Wissen ein einheitliches Erleben von Objekt und Subjekt verstehe.

Dieser Begriff des Erlebens enthält noch eine weitere höchst wichtige Bestimmung. Das, was erlebt — das im Erlebnis aktive Subjekt — ist die Persönlichkeit, ist nicht ein isoliertes zuständliches, temporäres „Ich“, sondern eine überindividuelle, metaphysische Gesamtsumme von Werten. Diese Gesamtsumme wird durch den ganzen gleich- und überzeitlich vorhandenen entwicklungsgeschichtlichen Inhalt der Persönlichkeit gebildet; sie stellt das Gegenständliche einer ganzen einverleibten, angeborenen, anerzogenen Tradition von inneren Gütern dar. — Indem nun dieses „personale Ganze“ im Erlebnis total erregt wird, schafft es messend und aufnehmend neue Bewertungen. In diesen Bewertungen durch die Gesamtpersönlichkeit liegt das Wesen des Erlebens, liegt auch seine Einheit. Erst nachher, nach dem Erleben, trennt die analytisch-kritische Tätigkeit unseres Intellekts in Erkenntnisse (Geistig) und Empfindungen (Sinnlich). Diese Trennung löst das „subjektive“ Reich der Werte von den „Dingen“ ab und gibt uns lediglich „Objekte“, welche wert-frei sind. Diese Trennung aber ist es auch, welche bei dem Erfassen des Begriffes „Bildung“ in das Gebiet des bloßen „Wissens“ hinein und irre führt. Um dem Wesen der Bildung näher zu kommen, müssen wir auf das reine einheitliche Reich der Werte zurückgreifen, auf das Erlebnis. —

Ich hoffe, zeigen zu können, daß die Einheit aller Bildung damit ausgesprochen ist, daß ich Bildung erlebtes Wissen genannt habe, und es sei nur noch dies gesagt: die erlebende Personalität ist ein Wachsendes, Bildung ist ein Wachsen des Wertbesitzes in einheitlicher Form. Bildung ist Formung der Seele.

Ich darf vielleicht nun zur Sache einen Satz zitieren, den Friedrich Nietzsche aussprach, als er in Basel seine Vorlesungen über die Zukunft unserer deutschen Bildungsanstalten hielt:

„Die historische Manier ist unserer Zeit bis zu dem Grade geläufig geworden, daß auch der lebendige Leib der Sprache ihrem anatomischen Studium preisgegeben wird. Hier aber beginnt gerade die Bildung, daß man versteht, das Lebendige als lebendig zu behandeln. Hier beginnt gerade die Aufgabe des Bildungslehrers, das überallher sich aufdrängende historische Interesse dort zu unterdrücken, wo vor allen Dingen richtig gehandelt, aber nicht erkannt werden muß.“

Und mit spezieller Beziehung auf die klassische Bildung sagt er in derselben Vorlesung:

„Und wer die Bildung zur Wissenschaft als das Ziel des Gymnasiums aufstellt, gibt damit die klassische Bildung und die sogenannte formale Bildung, überhaupt das ganze Bildungsziel des Gymnasiums preis, denn der wissenschaftliche Mensch und der gebildete Mensch gehören zwei verschiedenen Sphären an, die hier und da sich in einem Individuum berühren, nie aber miteinander zusammenfallen.“

Wir haben uns darüber verständigt, daß das Wissen, die Erkenntnis und die Erfahrung durch einen analytischen Prozeß entstehen. Das Erleben ist ein rein synthetischer Prozeß, das Erleben ist durchaus nicht analytisch, es ist eine Synthese der Persönlichkeit, und sei sie noch so klein an Umfang, mit der Welt. Wir alle kennen ein Wesen, welches immer und ausschließlich erlebt; das ist das Kind. Wollte man dem Menschen die Möglichkeit synthetischer Arbeit möglichst lange erhalten, so müßte man ihm eine gewisse — ich bitte mich nicht mißzuverstehen — bildnerische Naivität der Seele sichern. Die meisten erwachsenen Menschen haben außerordentlich scharfe analytische Anlagen, sie sehen, sie unterscheiden und begreifen scharf; nur wenn plötzlich einmal ein großes Erlebnis über sie hereinbricht, da versagen sie. Das Gemüt, so pflegt man zu sagen, ist von dem Verstand unterdrückt worden. Das ist eine Binsenwahrheit, aber man könnte das vielleicht so ausdrücken: Warum erscheinen uns die Menschen, die einem Erlebnis gegenüber von solch verletzender, wehrloser „Witzigkeit“ sind, so flach und so hohl? Eben diese Naivität, dieses wirklich Bildung schaffende synthetische Moment des Erlebenkönnens geht ihnen ab.

Im Gegensatz dazu arbeitet die Wissenschaft rein analytisch, intellektuell. Die sogenannte wissenschaftliche Bildung existiert von diesem Standpunkt eigentlich nicht. Das Wort wissenschaftliche Bildung muß ein Irrtum sein, bzw. etwas ganz anderes bezeichnen als das, was wir Bildung genannt haben. Aber unsere Zeit tendiert dahin. Der Intellektualismus und der Rationalismus sind in unserer Zeit zur Herrschaft gelangt; gegenüber der ungeheuren Masse auf ihn einströmender Reize befand sich der Mensch in der Zwangslage: Treibe Wissenschaft oder geh' unter! Was schließlich als Produkt solcher fiebernder Arbeit übrig blieb, war jenes zittrige, denkende, rein intellektuelle Wesen, welches sich moderner Mensch nennt. Die Intellektualität und der Rationalismus haben uns nicht reicher gemacht.

Im Gegenteil, in vielen Dingen sind wir heute — wir müssen es gestehen — recht viel ärmer geworden. Um nur eines zu erwähnen: das tiefe religiöse Sehnen, das durch unsere Zeit geht, ist ein bedeutsames Zeichen. Die meisten unter uns fühlen es, daß gerade das religiöse Empfinden durch den Rationalismus getötet worden ist oder hart daran war, es zu werden.

Wir kommen zu der sogenannten Fachausbildung zurück. Wenn ich gesagt habe, Bildung ist nicht Wissen, so heißt das: Es kann kein wissenschaftliches Fach geben, welches imstande ist, einen gebildeten Menschen zu schaffen, weder ein induktives noch ein deduktives wissenschaftliches Fach. Als „Fach“ ist es nicht Bildung. Bildung ist auch nicht reine Erkenntnis, Bildung ist in ihrem innersten Wesen Erlebnis und gleichzeitig Wille zur Tat. In der Bildung muß also nicht nur ein rezeptives Moment wirken, sondern auch ein eminent produktives. Das ist eine weitere Bestimmung und eine weitere Vereinheitlichung dieses so sehr gespaltenen Begriffes aus der Aktivität des Erlebnisses heraus. Bildung und Erziehung zur Persönlichkeit, das ist es, was wir wünschen, und das ist kein Dualismus, das ist die Einheit des Lebendigen, die große Gesamtschau des Daseins, zugleich Erlebnisform und Wirkensform, Inhalt und Tat der Seele. Von keinem Fach als solchem wird diese Bildung erreicht — oder: von jedem Fach als einem lebendigen aus! *)

Es gibt zwei große Gruppen von Bildungsmaterialien: die historischen und die natürlichen. Der Unterschied zwischen den historischen und den natürlichen Materialien liegt auf der Hand. Den historischen fehlt a priori ein Moment, welches die natürlichen haben, und aus diesem Moment ist auch einzusehen, weshalb sich gerade die Naturwissenschaften heute allgemein einer so besonderen „Bildungsbeliebtheit“ erfreuen. Die naturwissenschaftlichen Bildungsmaterialien haben die unmittelbare Anschaulichkeit für sich, ihre Gegenstände leben in einem steten Präsens.

Diese Gegenwartseigenschaft des „natürlichen“ Wissensstoffes macht ihn nun, man möchte sagen, zu einem besonders bequemen Bildungsmittel im Sinne erlebten Wissens. Denn was konnte leichter in die eindrucksfreudige jugendliche Persönlichkeit eingehen, als das, was sie in alltäglicher sinnfälliger Nähe umgibt? Im fast sichtbaren Wachsen liegt das Hauptkennzeichen aller Jugend; dieses Wachsen erzeugt die stärkste Begierde nach Nahrung und es erfaßt willig seine Umwelt in ihrer unmittelbaren steten Gegenwart. Der Naturwissenschaft als solcher fehlt diese Unmittelbarkeit, wie aller Wissenschaft. Denn Wissenschaft ist etwas Abgeleitetes. Gelingt es aber, dieses Naturwissen wieder in ein Naturerleben, also in das eigentlich Unmittelbare, zu verwandeln, so wird es als lebendiger Besitz in die wachsenden Seelen eingehen, es wird als Lebenswert empfangen und behalten werden. Sobald man jedoch das fachliche Wissen, das verstandesmäßig Abgeleitete und Analytische, hervorkehrt, verliert auch der Anblick der Natur seine frische „Sachlichkeit“ und aus der Gegenwart des Erlebtem wird ein schemenhaftes Kunststück, das wohl als solches die wachsende junge Persönlichkeit einmal anzieht, aber oft zum Spiel, zur neugierigen Beschäftigung entartet und dann entweder ein sich überhebendes „Erklärungsfieber“ erzeugt, oder bei nicht gerade „speziell Begabten“ eine öde Langeweile hervorruft, welche vielen den Weg zur Natur auf immer ver-

*) Natürlich richtig verstanden: sofern es sich nicht als Wissen und Kenntnis allein theoretisch begreift, sondern in das Gesamtleben wirkend, als Können, eingebettet ist. —

sperrt. Beiden Folgeerscheinungen begegnet man heute bei den „Gebildeten“ unserer Mittelschulen auf Schritt und Tritt. Wir sehen, daß ein Nur-Wissen natürlichen Bildungsstoffes nicht zur Bildung führt, daß vielmehr erst das Erleben den vollen aktiven Gegenwartswert zu erschöpfen vermag.

Dem historischen Bildungsstoffe geht die Gegenwartseigenschaft ab. Wir haben hier, wenn die historische Ausbildung vom Standpunkte des Fachwissens aus betrieben wird, die gleiche Unlebendigkeit zu beklagen, wie bei der fachwissenschaftlichen Behandlung des natürlichen Stoffes. Was dem historischen Stoffe an sich fehlt, die lebendige Gegenwart, muß ihm durch den Überlieferer gegeben werden: die Geschichte muß, um Bildungswerte zu liefern, neu erlebt werden. Man muß das, was vergangen, in sich selber als wirkende Tradition, als ein erlebtes Ideal, als „Dauer“, wiederzufinden suchen. Gewesenes, durch ein lebendes Temperament gesehen, das ist lebendige fortwirkende Geschichte. Solche Geschichte ist höchste Notwendigkeit und Freiheit, denn sie erhält, gegenüber der reinen, nurnatürlichen Gegenwart des Menschen, die kulturelle Gegenwart eines Übergeordneten, der Menschheit, lebendig: sie liefert das Wertvoll-Gegenständliche, den Güterbesitz der Persönlichkeit und ergänzt so das Zuständliche, Fortschreitende des natürlichen Einzelwesens zur überindividuellen Gesamtheit einer lebenden Welt.

Unsere Zeit, allzu willig beglückt von der Erhellung, welche von der naturwissenschaftlichen Arbeit aus auf unsere Zuständlichkeit als Wesen in der Natur fiel, hat vergessen, daß der Mensch als solcher eine eigene Geschichte seiner Werte besitzt und daß diese Werte sich keineswegs als eine Art von Naturgesetzen fassen lassen: daher mag jene allgemeine Abneigung gegen „humanistisch“-historische Bildung kommen, welche die Schulgegensätze verschärfen half. Eine Rückkehr bahnt sich allerdings von philosophischer Seite bereits an; Namen, wie Eucken, Windelband, Rickert, mögen als Andeutung dessen, was mir hier vorschwebt, genügen. — Verkennen wir nun aber nicht, daß die von uns geforderte „erlebte Geschichte“ heute nicht immer gegeben wird, wie es geschehen sollte! Unser Ideal deckt sich in keiner Weise mit demjenigen der Nur- und Nichts-als-Philologen, welche unsere humanistischen Bildungsanstalten beherrschen, ebensowenig, wie unser Wünschen für die natürliche Bildung sich mit den Anschauungen unterrichtender Mathematiker oder Chemiker „von Fach“ deckt!

Eine unmittelbar-gegenwärtige Darstellung des geschichtlichen Bildungsstoffes besteht nicht in der Darreichung wissenschaftlich-kritischen Daten- und Tatsachenmaterials. Wie Geschichte zu geben wäre, haben Männer, wie Carlyle, Pater, Burkhardt, Rhode gezeigt. Und in neuester Zeit hat Heydenstam mit seiner schwedischen Geschichte einen beachtenswerten Versuch gemacht. Weniger wissenschaftliche, mehr künstlerisch-unmittelbare Darstellung ist es, was wir wollen. Damit nun Geschichte als „erlebtes Wissen“ bildend zur Geltung komme, genügt nicht eine solche persönlich-lebendige Darstellung irgend welchen Geschehens allein: noch wichtiger ist für den Gebildeten das Wachhalten der in ihm selber überkommenen Tradition. Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, auf den Sinn des Wortes „Pietät“ einzugehen. Aber dies nur sei angedeutet: auf der Grundlage unserer Anschauung, daß Bildung erlebtes Wissen sei, müssen wir auch zu einer neuen Fassung dieses vielgebrauchten und vielverwirrten Begriffes kommen. Es muß gelingen, zu erweisen, daß dem Gebildeten eine Art von Pietät als ein höchst lebensvolles Sich-Erinnern eignet, welches über das Momentane

seines Eigen-Daseins hinaus ihn mit Geschlechtern und Völkern verbindet; eine Verbindung, welche er, stets neu erlebend, sicher weiß und festhält.

Sei es nun noch einmal gesagt: vom Standpunkte der Bildung aus gesehen, gibt es einen Gegensatz zwischen natürlichem und geschichtlichem Bildungsstoffe nicht; dieser Gegensatz ist nur durch fachwissenschaftlich-einseitige Behandlung als „Wissen“ konstruiert worden.

Bildung ist erlebtes Wissen: indem wir die Bestimmung des synthetischen Erlebens in die Wesensgleichung des Begriffs Bildung einführen, geben wir dem Worte noch eine weitere Meinung. Nicht allein introspektiv — nicht allein „Wissen“ — ist Bildung. Jedes Erleben ist zugleich (wie schon gesagt) Tätigkeit, es ist der Geburtsakt der Werte, es ist Entfaltung wirkender Gegensätze — es ist Wirken. Somit kommt auch unserem Begriff der Bildung die wesentliche Bestimmung des Wirkens, der Tätigkeit, zu. Wir erblicken hierin einen „spezifisch temporären Gehalt“ unseres Bildungsbegriffes. Konnte das Mittelalter noch die Fülle des Lebens in die „bürgerliche“, in die „mönchische“ Art der Lebensweise zwiefach geteilt einordnen — wir können das nicht mehr. Wir wollen etwas Anderes. Und dieses Andere kommt als drittes Umfassendes zu dem natürlichen und dem geschichtlich-kulturellen mehr rezeptiven Moment hinzu. Dies ist eine Bestimmung, welche sich mit dem Inhalte der Aristotelischen Definition des „Zoon politikon“ näherungsweise deckt: die Vereinigung der natürlichen, zuständigen Bedingtheit mit der geschichtlichen gegenständlichen Bewertung in tätiger Mitarbeit am gegenwärtigen Werden unserer Geschichte. Also: wir haben den „humanistischen“ Bildungsbegriff mit dem „natürlichen“ aus dem Einzelpersonlichen in das Soziale (Gesellschaftliche im weitesten Sinne) zu erheben. Wenn sich Faust bis zur höchsten persönlichen Tätigkeit, bis zum vollen Auswirken seiner individuellen Kräfte erhebt und aus der Enge nur abstrakten Wissens im Erlebnis erlöst, so erfüllt er damit ein Ideal persönlicher innerer Freiheit. Aber er geht selbst über dieses Ideal noch hinaus, wenn er zuletzt sagt:

„Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehen,

Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen!“

Dieses Sich-Einreihen in das eigentliche „praktische“ Leben der Volksgesamtheit verleiht, wie ich glaube, unserem Bildungsbegriff eine Bedeutung, welche so recht eigentlich zeigt, in wie schroffen Gegensatz er sich zu den Begriffen einer sogenannten „wissenschaftlichen“ Bildung stellt. — Bereicherung und Formung des aktiven seelischen Besitzes im Erleben unserer Welt — in diesem Bildungsbegriff schwinden, wie ich glaube, die Gegensätze. Denn jeder „Gegenstand“ des Erlebens — sei er welcher er wolle — ist Element der Bildung, ist Zuwachs zu dem stolzen Gebäude der wirkenden Persönlichkeit.



HENRIETTE FÜRTH, FRANKFURT A. M.: DIE „SELBSTREGIERUNG DER SCHÜLER“ *).



N England ist sie seit langem zu Hause und auch bei uns beschäftigt man sich neuestens mit diesem „Problem“.

Für die Frankfurter Musterschule ist es keines mehr. Die Einrichtung besteht hier seit 10 Jahren und hat sich trefflich bewährt. Sie ruht auf einer Verfassung, die von den Lehrern entworfen, von den Schülern im Lauf der Jahre ergänzt und fortgebildet wurde.

Die jeweilig die Schulaufsicht Führenden sind die Primaner. An ihrer Spitze die von ihnen selbst und aus ihrer Mitte erwählten Präfekten. Jedem Primaner wird eine Klasse zur Aufsicht zugeteilt. Er hat dort, unterstützt von den von der Klasse gewählten drei Vertrauensschülern für Ordnung und Sauberkeit und gutes Betragen zu sorgen. Dies aber „als der Freund, Vertraute und Berater der Klasse, die ihm anvertraut ist.“ Nicht aber als Zuchtrute und Angeber. Kleine Verfehlungen werden dadurch geahndet, daß der Delinquent eine Woche lang etwaiges auf dem Schulhofe herumliegendes Papier aufheben oder eine sonstige zweckmäßige Arbeit tun muß. Es ist den Primanern zur Pflicht gemacht, bei vorkommenden Ungehörigkeiten nicht gleich beim Direktor oder Lehrer Beschwerde zu führen, sondern in den jüngeren Schülern das Empfinden wach zu rufen, daß ihre Anordnungen für die Aufrechterhaltung der Ordnung, Zucht und Sitte für die ganze Schule von Bedeutung sind, und daß jeder einzelne sich als ein Teil des Ganzen in die große Gesamtheit einfügen und sich unterordnen muß.“

Neben der Verantwortlichkeit für die Ordnung in den Klassen und die Haltung der Schüler beim Betreten und Verlassen des Schulhauses, auf dem Spielplatz usw. obliegt den Primanern auch die Aufsicht in der Turnhalle, im Kartenzimmer und der Fahrradhalle.

Ferner haben sie Ordnungspläne für Schulfeste, Schüleraufführungen, Ausflüge, Theatervorstellungen usw. selbständig zu entwerfen, alle für das Gelingen erforderlichen Anordnungen zu treffen und selbständig durchzuführen.

Die Aufsichtsarbeit der Lehrer wird auf diese Weise wesentlich erleichtert.

Das ist aber nur der kleinere Gewinn. Der größere kommt den Schülern selbst zugute. Ein früherer, nunmehr schon im Beruf stehender Schüler der Anstalt sagt darüber: „Das System der Primaneraufsicht mag, oberflächlich betrachtet, als etwas Äußerliches, Mechanisches erscheinen, nämlich dann, wenn man es als Selbstzweck ansieht. Dennoch ist es, richtig gehandhabt, ein Mittel zum Zweck der Heranbildung selbständiger freier Persönlichkeiten; die wissen, was sie wollen, die im gegebenen Fall eigne Entscheidungen treffen und dazu beitragen können, daß die Schule mehr und mehr zu einem Institut werde, in dem sich nicht Vorgesetzte und Untergebene gegenüberstehen, die nichts zusammenhält als ein von außen herangebrachter Zwang, sondern wo jeder einzelne sich als das Glied einer Gemeinschaft fühlt, die basiert ist auf dem Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit des Zieles und auf dem Vertrauen, das Lehrer und Schüler gegenseitig und untereinander verbindet.“

*) Die Angaben und wörtlichen Anführungen des Folgenden beruhen neben persönlicher Kenntnis auf einer Abhandlung in der Monatsschrift für höhere Schulen über „Erziehung der Schüler zur Selbstverwaltung“.

* Und andere Nebenwirkungen erfreulicher Art stellen sich ein. Wem man zutraut, daß er andere zum Guten führen könne, der wird seinen Stolz darein setzen, dieses Zutrauen zu verdienen. Vorbild sein sollen, heißt nicht selten Vorbild werden, zumindest aber danach streben. Das kann jeder aufmerksame Erzieher an sich selbst erfahren.

Auf der andern Seite wirkt „solche Erziehung durch die eigenen Kameraden oft viel mehr auf die Schüler als die schärfste Rüge des Lehrers. Durch diese Erziehung der Kameraden untereinander schleifen sich im Laufe der Jahre viele rauen Seiten ab, was für das spätere Leben von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, denn der Schüler lernt sich unterzuordnen. So wird durch unsere Einrichtung von unten auf der Blick des Schülers geschärft für alles, was sich geziemt, und jener Gemeinsinn entwickelt, der sich nach der Betätigung in den kleinen Schulverhältnissen später wohl auch im Leben zum Heil und Segen des Ganzen bewähren wird“.



PROF. DR. A. C. VON NOE, CHICAGO: ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE UND SCHULE IN AMERIKA.

DIE angewandte Psychologie wurde von der amerikanischen Pädagogik leidenschaftlich ergriffen und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Man glaubte vielfach mit Psychologie alle möglichen Schäden, welche auf mangelhafte Organisation und ungenügende Fachkenntnisse zurückzuführen waren, heilen zu können. Diese falsche Voraussetzung hat bereits einer nüchterneren Beurteilung Platz gemacht, und die Psychologie wurde in ihrer richtigen Stellung als Hilfswissenschaft der Pädagogik erkannt. Doch stellt die angewandte Psychologie das wichtigste Forschungsgebiet der wissenschaftlichen Pädagogik in Amerika dar.

Jede größere amerikanische Universität besitzt eine oder mehrere Lehrkanzeln in Pädagogik, und mit diesen sind vielfach regelmäßige Veröffentlichungen, wie Zeitschriften und Monographienserien, verbunden. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in diesem Lande eine umfangreiche Literatur über angewandte Lehrpsychologie vorhanden ist.

Von den regelmäßigen Veröffentlichungen seien vor allem die Zeitschriften genannt, worin die Forschungsergebnisse der zwei großen Versuchsschulen niedergelegt sind. Letztere befinden sich an der Columbia University in New York und der University of Chicago. Die New Yorker Hochschule besitzt als integrierender Teil das Teachers College, welches ausschließlich der theoretischen und praktischen Ausbildung für Lehrer, Schulleiter und Professoren der Pädagogik gewidmet ist. Als Übungs- und Versuchsschule ist dem Teachers College die Horace Mann School angegliedert, welche von gegen tausend Elementar- und Mittelschülern besucht wird. Die pädagogischen Forschungen des Teachers College werden regelmäßig im Teachers College Record (Columbia University Press, New York) veröffentlicht.

Die zweite große Anstalt für Heranbildung wissenschaftlich gebildeter Pädagogen ist die School of Education an der Universität Chicago. Diese Anstalt ist in einem von der Universität abgesonderten Gebäudekomplex

untergebracht und steht unter der Verwaltung der Universität. Die School of Education zerfällt in folgende Unterabteilungen: 1. Das Graduate Department of Education, welches eine Abteilung der Universität bildet und gegenwärtig unter der Leitung von Prof. Charles Hubbard Judd steht. Derselbe ist zugleich Direktor der School of Education. Hörer dieses Departments können nach einem Jahre den Grad eines Master of Arts (A. M.) und nach drei Jahren den eines Doctor of Philosophy (Ph. D.) erwerben. Hier erhalten Abiturienten eines College ihre Fachausbildung zur Ausübung der Professur für Pädagogik in Lehrerbildungsanstalten und Universitäten. An das Graduate Department schließt sich nach unten an: 2. das College of Education, in welchem nach vierjährigem Kurse der Bachelor's Grad verliehen wird. Hier werden Lehrer für Elementar- und Mittelschulen ausgebildet.

Im Rahmen der School of Education befindet sich noch eine Mittelschule (University High School) und eine Elementarschule (University Elementary School). Der Zweck dieser Anstalten, welche eine Frequenz von über tausend Knaben und Mädchen aufweisen, ist, den Hörern des College und Graduate Department Gelegenheit zur Beobachtung im Schulzimmer und zu gelegentlichen Lehrübungen zu liefern. Der regelmäßige Unterricht wird in jeder der beiden Anstalten von einem eigenen Lehrkörper gegeben. Die University Elementary School entstand aus der Vereinigung von John Dewey's Laboratory School und Francis Parker's Chicago Institute. Dewey und Parker waren Bahnbrecher in der neuen, auf psychologischer Grundlage beruhenden Lehrmethode in den Vereinigten Staaten, und die aus ihren Gründungen hervorgegangene Lehranstalt ist daher neben der Horace Mann School in New York die führende pädagogische Versuchsstation der neuen Welt geworden.

Die in der der School of Education gemachten pädagogischen Beobachtungen und Studien werden in *The Elementary School Teacher* und *The School Review*, beide im Verlage der University of Chicago Press, veröffentlicht.

Andere amerikanische Journale, worin pädagogisches Material veröffentlicht wird, sind: *Journal of Educational Psychology* (Williams and Wilkins Publishing Co.), *Journal of Pedagogy* (New Rochelle, New York), *Pedagogical Seminary* (F. Chandler, Worcester, Mass.), *Psychological Clinic* (Psychological Clinic Press, New York) und *Psychological Review* mit *Monograph Supplements* (Macmillan, New York).

Psychologische Handbücher, worin auf die Bedürfnisse des Pädagogen besondere Rücksicht genommen wird, sind Charles H. Judd's *Genetic Psychology for Teachers* (D. Appleton, New York 1909) und Edwin A. Kirkpatrick's *Genetic Psychology* (Macmillan, New York 1909). Allgemeine Einführungen in die Schulpsychologie schrieben Hugo Münsterberg (*Psychology and the Teacher*, D. Appleton, New York 1909) und William James (*Talks to Teachers on Psychology and to Students on Some of Life's Ideals*, H. Holt, New York 1908). Als allgemeine Darstellungen der Erziehung auf wissenschaftlich psychologischer Grundlage sind zu nennen: William C. Bagley, *The Educative Process* (Macmillan, New York 1906), Herman H. Howe, *The Psychological Principles of Education* (Macmillan, New York 1907), M. V. O'Shea, *Dynamic Factors in Education* (Macmillan, New York 1907) und desselben Verfassers *Education as Adjustment* (Macmillan, New York 1907). Dem Studium der kindlichen Seele sind gewidmet G. Stanley Hall's *Aspects of Child Life and Education* (Ginn, Boston 1907), Edwin A. Kirkpatrick's *Fundamentals of Child-Study* (Macmillan, New York 1908) und Stuart H. Rowe's *The Physical Nature of the Child and how to study it* (Macmillan, New York 1905).

In folgendem soll eine Auswahl psychologischer Spezialuntersuchungen, welche einzelne der Erziehungsprobleme behandeln, gegeben werden. Mit Aufmerksamkeit und Gedächtnis beschäftigen sich Charles De Garmo, *Interest and Education* (Macmillan, New York 1908), Stuart H. Rowe, *Habit-Formation and the Science of Teaching* (Longman, Green & Co., New York 1909) und Henry J. Watt, *The Economy and Training of Memory* (Longman, Green & Co., New York 1909). Dem Studium des mündlichen Ausdrucks ist gewidmet M. V. O'Shea's *Linguistic Development and Education* (Macmillan, New York 1907), der Psychologie des Lesens Walter F. Dearborn's *The Psychology of Reading* (Science Press, New York 1906) und Edmund B. Huey's *The Psychology and Pedagogie of Reading* (Macmillan, New York 1909). Dagegen wird der sozialen Erziehung besondere Aufmerksamkeit geschenkt von John Dewey, *The School and Society* (University of Chicago Press, 1900), Edward A. Ross, *Social Psychology; an outline and source book* (Macmillan, New York 1909) und Edward L. Thorndike, *An Introduction to the Theory of mental and social Measurements* (The Science Press, New York 1904).



PROF. DR. A. C. VON NOE, CHICAGO: ZUR FRAGE DER KOEDUKATION IN AMERIKA.



BER weibliche Universitätsbildung in Amerika möge auf zwei Quellen, eine ältere und eine ganz neue, verwiesen werden. Erstere ist in Charles F. Thwing's Buch *American Colleges* (2. Auflage, New York, Putnam's Sons, 1883) und letztere in Marion Talbot's *The Education of Women* (Chicago, The University of Chicago Press 1910) zu finden.

Bereits Thwing war imstande, festzustellen, daß alle Hauptbedenken gegen Koëduktion, nämlich sittliche Gefahren für beide Geschlechter und Verrohung der Studentinnen durch den beständigen Verkehr mit den jungen Männern, durch die Zeit Lügen gestraft wurden. Eine schon im Jahre 1883 zur Verfügung stehende mehrjährige Erfahrung bewies, daß die Mädchen an den Universitäten, welche beiden Geschlechtern offen standen, erfolgreich mit den Jünglingen konkurrierten und sich ihnen an Intelligenz und Fleiß mindestens ebenbürtig zeigten und bei diesem Wettstreite nicht an ihrer Gesundheit litten.

In Erkenntnis dieser Sachlage wurden auch fast alle Colleges und Universitäten der Vereinigten Staaten im Laufe der letzten Jahrzehnte den weiblichen Studenten auf Grundlage vollständiger Gleichberechtigung geöffnet. Dagegen will es wenig bedeuten, wenn die Anzahl der Studentinnen in der Leland Stanford University in Kalifornien auf fünfhundert beschränkt wurde und in der University of Chicago ein schwacher und nicht immer konsequent durchgeführter Versuche gemacht wurde, Jünglinge und Mädchen in den zwei untersten College-Jahren zu trennen. Von den großen älteren Colleges ist nur Harvard College konservativ bei dem Prinzip der Ausschließung von Mädchen geblieben. Gegenwärtig sind 321 Universitäten, Colleges und höhere technische Lehranstalten in Amerika beiden Geschlechtern auf Grund vollständiger Gleichberechtigung geöffnet. Hier sei noch zu bemerken, daß es

in Amerika eine Anzahl von Colleges, welche nur den Mädchen geöffnet sind, gibt.

Da prinzipielle Gründe gegen Koëduktion nicht aufrecht zu erhalten sind, kann das Problem nur vom praktischen Standpunkte beurteilt werden. Es sind drei Möglichkeiten der Universitätsausbildung vom Standpunkte der verschiedenen Geschlechter zu beachten:

1. eigene Lehranstalten für Jünglinge und Mädchen;
2. gemeinsame Lehranstalten, deren Curriculum beiden Geschlechtern offensteht und auf deren Verschiedenheit gar keine Rücksichten nimmt;
3. gemeinsame Lehranstalten mit einem Curriculum, welches auf die Bedürfnisse der Mädchen besondere Rücksichten nimmt und ihnen eine Auswahl eigens für sie bestimmter Kurse bietet.

Die getrennten Lehranstalten sind aus ökonomischen Gründen unmöglich. Die in Amerika vorhandenen Mädchen-Colleges besitzen weder Mittel noch Lehrkörper, welche denen der großen Universitäten ebenbürtig sind. Es ist in Amerika wie in den europäischen Großstaaten die Tendenz akademischer Zentralisierung vorhanden, und aus den etwa vierhundert amerikanischen Universitäten haben sich nicht mehr als ein halbes Dutzend großer und führender Anstalten erhoben, von denen jede vieler Millionen Dollar Vermögen und über eine Million jährlicher Einkünfte bedarf. Es wäre ausgeschlossen, eigene große Universitäten für Jünglinge und für Mädchen zu unterhalten.

Wenn dagegen das Curriculum einer auch den Mädchen offenstehenden Universität ganz ohne Rücksicht auf den Unterschied der Geschlechter, das heißt in Wirklichkeit nur nach den Bedürfnissen für Jünglinge festgesetzt wird, so erhalten die Mädchen nicht die für ihre zukünftige Bestimmung in der Familie und Gesellschaft notwendige Vorbildung. Es wird daher verlangt und ist in vielen Universitäten schon zum Teil durchgeführt worden, daß ein umfangreiches Lehrprogramm von besonderen Mädchenkursen an den Hochschulen Amerikas festgesetzt werden möge.

Eine Auswahl von Kursen, welche eigens für die Bedürfnisse von Mädchen zusammengestellt wurden, findet sich gegenwärtig an der Universität Chicago. Eine kurze Beschreibung derselben möge hier folgen:

1. Körperpflege vom sozialen und ethischen Standpunkte (Personal hygiene and its social and ethical relations).
2. Allgemeine Hygiene (Hygiene of environment).
3. Allgemeine Biologie und Bakteriologie (General biology and bacteriology).

4. Körperpflege des Kindes (Hygiene of childhood). Dieser Kurs umfaßt die folgenden Gegenstände: Vererbung und Umgebung; Wachstum und Entwicklung des Kindes vom physischen, intellektuellen und moralischen Standpunkte; Hygiene des Pubertätsalters. Mit dem Kurse sind Beobachtungen der Kinder in Schulen, auf Spielplätzen und in Industriezweigen und der Einfluß der physischen Bedingungen auf die geistige und sittliche Entwicklung des Kindes verbunden.

5. Die Familie (The family) mit besonderer Berücksichtigung des historischen und physiologischen Standpunktes. Es werden hier auch die sozialen, rechtlichen, ethischen und ökonomischen Bedingungen des Familienlebens behandelt.

6. Eine Übersicht der für das Privat- und Geschäftsleben wichtigsten Gesetze (A short Law course).

7. Bürgerkunde (Political Science). Behandelt werden die Organisation und Funktionen der Bundes-, Staats- und Munizipalverwaltung sowie staatsrechtliche Prinzipien.

8. Wirtschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Industriearbeit (History of industries and the status of women in industry).

Die im vorhergehenden angeführten Lehrkurse sollen die weiblichen Studenten auf ihre zukünftigen Rechte und Pflichten in der Familie, der Gesellschaft und dem Staate aufklären.

Das Problem der Koedukation scheint in den amerikanischen Universitäten dahin gelöst zu sein, daß den Mädchen gleichberechtigte Zulassung zu allen Lehrfächern und Lehranstalten (wenige derselben sind noch ausgenommen) und eine Auswahl dem Lehrplane eigens für Mädchen bestimmter Kurse geboten wird.



SAINT NIHAL SINGH, CALCUTTA: AMERIKAS METHODEN ZUR BESSERUNG VERWAHRLOSTER KINDER.

AMERIKA hat frühzeitig erkannt, daß seine Jugend, seine Volkskraft, ein ebenso wichtiges, ja noch wichtigeres Material für sein Gedeihen darstellen als seine materiellen Güter, und daß der Verlust an solch jugendlicher Volkskraft, wie er sich in der Verwahrlosung verlassener oder auch verbrecherischer Kinder darstellt, ein überaus bedenklicher sei. So ging man daran, mit großer Überlegung und teilweise mit großen Kosten Besserungsanstalten zu bauen, welche nach allen Regeln moderner psychologischer Forschung an das Werk der Besserung herantreten.

Nehmen wir als Beispiel die Besserungsanstalt des Staates Iowa in Mitchellville. Die Archive und Statistiken derselben zeugen von einer großen Anzahl von Mädchen, in frühzeitiges Laster versunken, die ohne Eingreifen der Anstalt zweifelsohne zu Gewohnheitsgefangenen geworden wären, so aber zu regelmäßigem Lebenswandel, teilweise sogar zu bedeutsamer Lebens-tätigkeit gelangt sind.

Ein kleines Beispiel: Bessie hatte, wie sie selbst berichtet, einen Trunkenbold zum Vater, der das kleine Mädchen nackt auf den Tisch vor seine Zechgenossen zu stellen pflegte, auf daß es vor ihnen tanze, von ihrem Branntwein trinke und sie belustige. In solcher Umgebung mußte sie natürlich selbst deren Charakter annehmen, und auch später, als sie von einer ehrbaren Familie an Kindesstatt angenommen wurde, brachen die in der Zeit der Verwahrlosung erworbenen Übel durch, und sie mußte in die Besserungsanstalt abgegeben werden. Dort blieb sie zwei Jahre, und allmählich vollzog sich ein Umwandlungsprozeß ihrer Neigungen, ihrer Gaben, und als sie die Anstalt mit 15 Jahren verließ, konnte ihr durch Vermittlung der Anstaltsleitung ein Posten als Stenographin zugewiesen werden, den sie zu voller Zufriedenheit ihrer Chefs ausfüllte; heute ist sie eine glücklich verheiratete, rechtschaffene lebende junge Frau.

Ein anderes junges Geschöpf, ein Negerkind, wurde der Schule wegen Mordversuchs an seinen Pflegeeltern in völlig verwahrlostem Zustand über-

geben. Wenige Jahre nachher ein völlig anderer Mensch geworden, verließ sie die Schule, studierte an der Negeruniversität und widmet heute ihr Leben und ihre Kräfte der kulturellen Propaganda unter ihren Rassegenossen.

Unter den ehemaligen Insassen der Anstalt nennt deren Leitung mit Stolz einen führenden Rechtsanwalt und Politiker und den Chefkassier einer größeren Bank. Beide wären wohl ohne den wohlthätig umformenden Einfluß der Anstalt nicht aus dem Verbrechen, das sie in ihrer Kindheit umfassen hatte, aufgestiegen, sondern dem Lumpenproletariat verfallen.

Die Methode der Anstalt ist allerdings eine überaus komplizierte, keineswegs auf bloßer Disziplin, noch auf bloßer Beschäftigung beruhend; Gewohnheiten und Charakter der Kinder werden in wissenschaftlicher, planvoller Weise gewandelt.

Speziell in der Mädchenabteilung versucht man zunächst die natürliche Eitelkeit der Pfleglinge als Hebel zur Weckung höherer Triebe zu benutzen, in den kleinen Mädchen den Stolz auf ihre Kleidung, das Bestreben, Kleidung und Körper nett zu halten und weiter dann, das Streben nach Selbstbeherrschung, überhaupt nach wohlgefälliger Lebensweise zu erwecken. Auch der individuelle Geschmack wird bei alledem in Rechnung gezogen, ja sogar nach Kräften ausgebildet und gefördert.

Eine Übersicht über das Tagesprogramm mag weitere Einblicke in das Wesen der Schule geben. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr morgens werden die Mädchen durch das Läuten der Glocke aus dem Schlaf geweckt; um 6 Uhr müssen sie nett gekleidet sich um den Frühstückstisch versammeln. Hierauf haben sie selbst ihr Bett zu machen; und um 7 Uhr beginnt nach kurzem Gesang religiöser Lieder der gemeinsame Unterricht, resp. folgt die eine Hälfte der Schülerinnen theoretischer Unterweisung, indes die andere sich praktischer Arbeit in Küche, Wäscherei, Garten und Schneiderwerkstatt widmet. Am Nachmittag wird die Beschäftigung getauscht. Das Abendessen wird um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr eingenommen; von 7 Uhr abends an wird im Sinne der amerikanischen Sportübungen sommers im Freien gespielt; im Winter gehört diese Zeit noch dem Studium. Die Stunde von 7—8 gehört der eigenen freien Wahl, um 8 Uhr gehen die Kinder zu Bett.

Je 50 Mädchen leben in einem Pavillon, der unter Leitung einer Aufsichtsdame steht, die von den Mädchen als Mutter angesprochen wird. Soweit als möglich wird diesem Heim der Charakter eines wirklichen Familienheims gegeben. Nichts in seiner schmucken Einfachheit und ruhigen Behäbigkeit erinnert an ein Gefängnis.

Kein Mädchen darf die Anstalt verlassen, das nicht durch den Fortgang der Studien und insbesondere durch tadelloses moralisches und disziplinarisches Verhalten begründeten Anlaß gegeben hat zu meinen, es werde auch fernerhin ein regelmäßiges Leben führen. Im gegenteiligen Falle dürfen die Mädchen bis zum 21. Jahre in der Anstalt festgehalten werden.

Ein sehr großer Teil der Mädchen geht von der Schule in häusliche Dienste über, viele aber werden auch Kontoristinnen, ja Lehrerinnen, selbst Künstlerinnen. Es gelingt eben in den meisten Fällen, alle die guten Instinkte, die ehemals in Verwahrlosung gekommen waren, bei richtiger Behandlung zu selbständigem Leben zu erwecken.



GEORG SCHMIDL, OBMANN DER „SOZ. PÄDAG. GESELLSCHAFT“ IN WIEN: SCHULREFORMBESTREBUNGEN IN ÖSTERREICH.

DER mächtige Kampf, der in Deutschland um die Aus- und Umgestaltung der Schule geführt wird, hat auch in Österreich neues Leben erweckt. Die „Kulturpolitische Gesellschaft“ der „Verein für Schulreform“ und der „Elternbund für Schulreform“ hielten Enqueten über die Zustände an den Mittelschulen ab, und auch die Regierung sah sich infolgedessen genötigt, solche öffentliche Aussprachen zu veranstalten: eine galt hauptsächlich der Frage der klassischen Sprachen und der Lehrweise der Naturwissenschaften, eine der körperlichen Erziehung. Als Früchte dieser Untersuchungen sind die heuer ins Leben getretenen Mittelschulen verschiedener Typen — Mittelglieder zwischen Gymnasium und Realschule — sowie die zwei wöchentlichen schul- und aufgabenfreien Nachmittage zu betrachten. An manchen Schulen vereinigten sich auch die Eltern, um für ihre Söhne Spiel- und Arbeitsgelegenheiten zu schaffen.

Die für Neubildungen günstige Stimmung benutzte auch die mutige Zeitschrift „Schulreform“, um in Gmunden (Ober-Österreich) einen „Schulreformtag“ abzuhalten, der von den führenden Männern Deutschlands — Gurlitt, Haufe, Schulz, Otto u. a. — besucht war.

Wurde zwar hier auch mit starker Betonung der Umgestaltungsnotwendigkeit der Volksschule gedacht, so kam dieser Gedanke erst so recht zur Geltung, als sich unter Führung der „Sozialpädagogischen Gesellschaft“ in Wien ein eigenes „Volksschul-Reform-Komitee“ bildete, das sofort mit der Versendung von 22 000 Fragebogen an Lehrer und Lehrervereine Deutsch-Österreichs begann.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des eingelaufenen Materials, das sehr interessante Beurteilungen des Zustandes der Volksschule, der Lage der Lehrer sowie des Verhaltens von Staat, Kirche und Bevölkerung lieferte, machte es klar, daß das große Kulturwerk viel von seiner Bedeutung einbüßen würde, wenn nicht auch die andern, Österreich bewohnenden Völker zur Mitarbeit herangezogen würden. Unbeirrt von dem Österreich in allen seinen Bestrebungen hemmenden, ja verheerenden Streite der Nationen berief das erwähnte „Volksschul-Reform-Komitee“ eine Reichskonferenz nach Wien ein, deren Verlauf die Tatsache feststellte, daß es möglich ist, einen Boden zu schaffen, auf dem sich alle Völker zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden können. Was so vielen Regierungen bisher nicht gelungen, hier wurde es zur Wahrheit. Aus allen Teilen Österreichs waren die Vertreter der Lehrerverbände herbeigeeilt, um friedlich und freundschaftlich über das Wohl der Schule zu beraten. Nebst den deutschen Lehrern waren erschienen: der Verband der slavischen Lehrerschaft in Österreich, der Zentralverband der Lehrervereine in Böhmen, der Mährische Zentral-Lehrerverband, der Polnische Lehrerverband, der Ruthenische Lehrerverband, der Südslavische Lehrerverband, der Verband dalmatinischer Lehrer, der Kroatische Lehrerverband in Istrien und der Italienische Lehrerverband.

Die Versammelten beschlossen, nach dem Vorbilde der Deutschen, an ihre Berufsgenossen Fragebogen zu versenden und im Frühjahr 1911 nationale Schultage abzuhalten. Zu Ende des gleichen Jahres findet der österreichische Reichsvolksschultag statt.

Um die Wirkung des begonnenen Unternehmens zu erhöhen, wurden die nötigen Schritte eingeleitet, auch in U n g a r n eine gleiche wissenschaftliche Aufnahme des Standes des Volksschulwesens durchzuführen.

Von der Erkenntnis geleitet, daß der Fachmann allein über die Mängel der Schule und deren Abhilfe nicht urteilen könne, entschloß sich das „Volksschul-Reform-Komitee“, sogenannte „Eltern-Fragebogen“ zu versenden. Der Kaufmann, der Vorstand der Bahn, der Post, des Telegraphenamtes, der Offizier, der Rechtsanwalt, kurz jeder, der Angestellte hat, soll mitteilen, ob seine Leute genügend vorgebildet in ihren Beruf treten und was ihnen hauptsächlich mangelt.

Vom Fabrikanten will man vernehmen, wie die Konkurrenzfähigkeit der Industrie mit der Schule zusammenhängt. Der Arbeiter, der Kleingewerbler, das Dienstmädchen sollen berichten, welche Förderung sie durch die Schule empfangen haben. So soll nicht nur das Interesse für den Zustand der Schule, der Lehrer und die Lehrweise geweckt, sondern auch eine Art V o l k s a b s t i m m u n g durchgeführt werden, der sich die offiziellen Kreise nicht werden entziehen können.



T. BIDART, DAX (SÜD-FRANKREICH): SCHUL-REFORM IN FRANKREICH.



IN der französischen Lehrerschaft machen sich in den letzten Jahren starke Bestrebungen geltend, sowohl um die Standesverhältnisse zu bessern als auch um pädagogische Reformen durchzuführen. Eine nach dieser Richtung sehr kennzeichnende Debatte fand jüngst auf dem Alterskongresse zu Nancy statt. Den Anhängern der bisherigen Schulzwecke einer allgemeinen sittlichen und geistigen Erziehung der Jugend, traten die Verfechter einer vor allem praktischen Kriegsausbildung für den Daseinskampf scharf gegenüber.

M. Debinart, Direktor der Pariser Lehrerbildungsanstalt, vertrat den ersteren Standpunkt — es ist der der geltenden Schule noch in treuer Anlehnung an die von ihrem Schöpfer Jules Ferry verkündeten Prinzipien. Vor allem aber auch stellte der Redner die Aufgabe der Schule in staatsbürgerlichem Sinne und ihre Pflicht, die staatsbürgerliche Tugend bereits im Kinde zu wecken, in den Vordergrund. Demgegenüber betonte Schulinspektor M. Dufresne mit Geschick den Standpunkt des Lebens und seiner Notwendigkeiten. Die Volksschule solle gewiß nicht eine Fachschule sein, dazu seien die Kinder zu jung; aber sie solle doch vor allem jene Fertigkeiten und Fähigkeiten ausbilden, auf denen sich später eine wirkliche fachliche Ausbildung aufbauen könne. Die Zahl der Lehrstunden, welche der Grammatik und Orthographie gewidmet seien, solle vermindert, die dem Lesen und der Literatur gewidmeten beibehalten, die der Naturkunde gewidmeten Lehrstunden vermehrt werden.

Die Resolution dieser letzteren Richtung wurde vom Kongresse angenommen. Ebenso ein Antrag auf Verlängerung der gesetzlichen Schulpflicht. Bisher betrug dieselbe 7 Jahre, aber solche begabte Kinder, die bereits vorher die abschließende Prüfung bestanden, ihr „Schuldiplom“ erwarben, konnten bereits nach Erreichung des 11. Lebensjahres die Schule verlassen. Gewiß

konnte dies einerseits ein Stachel für die Kinder sein, alle Kräfte anzustrengen und fleißig zu arbeiten, anderseits aber verloren sie den weiteren Einfluß der Schule, der gerade für diese begabteren Kinder der Weg zu höherer Lebensbetätigung hätte werden können. So wirkt die neue Maßregel wahrhaft kulturhemmend und ist der Leidenschaftsausbruch, mit dem der Lehrerkongreß auf einen Beschränkungsversuch antwortete, leicht erklärlich.

Ein anderes Problem, das den Kongreß beschäftigte, ist das der noch immer zahlreichen Analphabeten, speziell unter den französischen Rekruten. In der Altersklasse des Jahres 1909 gab es deren noch 9853, sowie ferner 4175 junge Rekruten, die wohl lesen, aber nicht schreiben konnten. Gewiß hat sich die Zahl der Analphabeten in den letzten Jahrzehnten sehr vermindert. Im Jahre 1872 hatte sie noch 56 000 betragen, gegen 11 000 im Jahre 1906; dennoch sprach sich der Kongreß dahin aus, daß auch der verbleibende Rest verschwinden könne und müsse; der Grund für die Schulversäumnisse der Kinder liege einerseits darin, daß viele der unehelichen Kinder der Großstadt sowie auch viele ganz verelendete Kinder nicht zur Schule gesandt werden, anderseits darin, daß die Kinder ganz armer Bauern und Tagelöhnerfamilien auf dem Lande von deren Eltern zum Hüten der Kühe usw. benötigt und vom Schulbesuch zurückgehalten werden. Letzterem Übelstande könnte dadurch abgeholfen werden, daß der Staat diesen armen Familien eine Geldentschädigung für den ja ohnehin nur sehr geringen, ihnen entgehenden Wert der jugendlichen Arbeitskraft gewährte, da ja der französische Staat schon heute solchen Kindern, für deren Bekleidung und Beschuhung die Eltern nicht aufkommen können, Kleider und Schuhe spendet bzw. solche Kinder, die hungrig zur Schule kommen, mit einem warmen Frühstück und in besonderen Fällen auch mit einem Mittagmahle versieht.

Auch über die Ausbildung der Lehrer wurden auf dem Kongresse Reformwünsche laut. Nur mehr an ordentlichen Lehrbildungsanstalten ausgebildete Kräfte sollten Anstellung finden; anderseits die bereits tätigen Lehrer in freien Abendkursen, in Vorträgen, in pädagogischen Vereinen (so in der Gesellschaft für Kinderpsychologie) theoretisch und praktisch weiter mit den für die Ausübung ihres Amtes nötigen Kenntnissen versehen werden.

Auch die Vertretung der Standesinteressen nahm naturgemäß die Aufmerksamkeit des Kongresses in Anspruch. Die neue Dienstpragmatik, die von der Regierung vorbereitet wird, verbürge, so sagt man, keine hinreichenden Garantien für die Unabhängigkeit des Lehrerstandes. Die Disziplinargerichtsbarkeit über die Lehrer müsse noch mehr als bisher in die Hände ihres eigenen Standesgerichtes in den einzelnen Provinzhauptstädten gelegt werden. Dem Ministerium, welches die Sprüche dieses Urteils zu bestätigen hat, müsse die Ermächtigung zu Strafverschärfungen genommen werden.

Des ferneren sei eine wirksame Mitarbeit der Lehrerverbände an den Agenden der Schulverwaltung anzustrengen. Im Sinne einer Altersforderung der Lehrer wurde eine Resolution gefaßt, derzufolge die Gehälter der weiblichen Lehrpersonen denen der männlichen unbedingt gleichgestellt werden sollen: „Für gleiche Arbeit gleicher Lohn“.

Eine bewegte Kontroverse erhob sich ferner zwischen den Anhängern des Unterrichtsmonopols des Staates und der derzeit in Frankreich bestehenden Unterrichtsfreiheiten, die bekanntlich insbesondere von der Kirche zum Unterhalte zahlreicher privat bzw. kirchlich geleiteter Lehranstalten benutzt werden. Der Kongreß sprach sich für das Staatsmonopol aus.

Auch das Prinzip der Neutralität der Schule in religiöser und philosophischer Beziehung wurde lebhaft diskutiert, und alle Redner traten lebhaft dafür ein, „daß dem Kinde ein Recht auf Wahrheit zustehe“, daß also die wissenschaftlichen Wahrheiten, ob sie auch im Gegensatze zu den kirchlichen Dogmen stünden, unbedingt gelehrt werden, und daß in solchen Fällen, wo zwei philosophische Lehrmeinungen einander gegenüberstehen, die Lehrer (der höheren Klassen) beide erklären, sich selbst aber jeder entscheidenden Stellungnahme enthalten sollen; zum Beispiel: Wenn von Christus, vom Protestantismus, vom Sozialismus die Rede sei, dann habe er zu sagen: „Die Christen glauben, daß Christus Gott sei, die Nichtchristen und Freidenker meinen, daß er ein Mensch gewesen sei, ein Moralphilosoph oder aber ein sozialer Reformator, wie Sokrates oder Voltaire.. Christlichen Glaubens sind: (folgt die Aufzählung der Völker) ... Nicht Christen sind ... Über den Protestantismus: Die Katholiken gehorchen ... dem Worte des Papstes, die Protestanten besitzen keine dem Papsttum analoge Konstitution ... sie richten sich nach der Bibel“ ... (Definition derselben).

Über den Sozialismus: „Der Sozialismus fordert die Verstaatlichung des Gewerbes, des Handels und aller andern Formen von Erzeugung und Austausch der Güter. Er fordert die ebenmäßige Verteilung des Arbeitsproduktes unter alle Bürger. Die einen finden diese Idee gerecht und realisierbar, die andern der menschlichen Natur widersprechend und unerfüllbar.“ Der Lehrer selbst enthält sich jeder Darlegung seiner persönlichen Meinung, um deren Schwergewicht nicht in die Wagschale zu werfen, um nicht das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern etwa zu trüben.

Eine immer größere Rolle im französischen Unterrichtswesen nimmt der Unterricht der Erwachsenen ein; so hat sich die Zahl der Unterrichtskurse für Erwachsene im vergangenen Jahre von 30 000 auf 31 736 gehoben; besonders auch die erwachsenen jungen Mädchen nehmen an diesen Kursen lebhaftesten Anteil. Man zählte im vergangenen Jahre 18 000 Kurse für junge Mädchen und 258 265 junge Mädchen, die an diesen Kursen teilnahmen; vierfünftel derselben in durchaus regelmäßiger systematischer Weise. Die Lehrerinnen legen im übrigen neben der allgemeinen Bildung ein besonderes Gewicht auf praktischen Unterricht in Hygiene, Kulturpflege und Hauswesen.

Neben diesen systematischen Kursen veranstalten die Lehrer häufig auch Vorlesungen für ihre erwachsenen Schüler. Alle großen Klassiker ebenso wie die zeitgenössischen Schriftsteller werden so zu deren Kenntnis gebracht, die Theaterstücke überdies vielfach mit verteilten Rollen gelesen. Und selbst kleine Gemeinden mit 1000, ja selbst mit 200 Einwohnern veranstalten häufig Theatervorstellungen unter Mitwirkung der Schullehrer. Unabhängig von diesen Vorlesungen halten verschiedene Gesellschaften Volksvorlesungen ab. Im Jahre 1908 wurden in Frankreich deren 76 556 abgehalten, häufig von Lichtbildern begleitet.

Die eigentlichen Volksuniversitäten dagegen machen derzeit eine Krise durch. Im Jahre 1908 bestanden nur mehr 126 derselben. Das lebhafteste Interesse, das in den letzten Jahren die Arbeiterschaft an der gewerkschaftlichen Bewegung zu nehmen begann, hat eben viele, die früher ihre Abende ihrem Bildungsbedürfnis widmeten, in den Gewerkschaftssaal gezogen. Trotzdem behaupten sich einige Volkshochschulen sowohl in der Hauptstadt als auch in der Provinz.

Überraschend charakteristisch ist demgegenüber das schöne Anwachsen einer anderen modernen Institution des französischen Unterrichtswesens, der wechsel-

seitigen Unterstützungsvereine der Schüler. Die Zahl der jungen Teilnehmer ist im Jahre 1908 um 62 000 gestiegen, sie betrug 814 200. Die Höhe der Beiträge betrug im gleichen Jahre $4\frac{1}{2}$ Millionen Francs. 2 000 000 Krankheitstage wurden an Unterstützungen ausbezahlt. An diesen Unterstützungen nehmen nämlich nicht bloß die Kinder solcher Arbeitenden teil, die sich ohnehin in Notlage befinden, sondern gerade auch jene der Unglücklichsten der französischen Jugend, die auf Staatskosten erzogenen, verlassenen Kinder. Ihr Beitrag wird von der Staatsverwaltung beglichen.

Alle diese Schöpfungen zeigen, ein wie lebendiger Geist, welch lebendige Schöpferkraft sich in Lehrern und Schülern der französischen Schule offenbart.



HAUSHALTUNGSKURSE FÜR DIE BÄUERLICHE BEVÖLKERUNG ÖSTERREICHS.



ROSSE Teile Österreichs sind typisch kleinbäuerlich, und speziell in den Alpenländern tritt der Großgrundbesitz durchaus in den Hintergrund, das Gedeihen der Produktion und der Wohlstand der Bevölkerung hängt von der Befähigung und Schulung des Kleinbauernstandes ab.

Bei Beurteilung dieses Problems mußte sich, wie Georg Wieninger in einer Publikation des österreichischen Ackerbauministeriums ausführte, der Gedanke aufdrängen, daß diese Unterweisung der männlichen Jugend in den landwirtschaftlichen Schulen — insbesondere den Winterschulen, welche den kleinbäuerlichen Bedürfnissen am meisten angepaßt sind — insoweit von keinem vollständigen Erfolge begleitet sein könne, als nicht auch der weibliche Nachwuchs des Bauernstandes jene Kenntnisse erwirbt, die denselben zum geordneten Betriebe einer bäuerlichen Hauswirtschaft befähigen. Hierzu reichen erfahrungsgemäß jene Kenntnisse, die das Mädchen in der Volksschule und sodann im Hause von der Mutter erlernt, im allgemeinen nicht aus. Dies gilt sowohl hinsichtlich der Führung der Küche und des engeren häuslichen Betriebes als auch insbesondere für die Besorgung des Stalles und die Verwertung der tierischen Produkte namentlich in bezug auf Molkereiwesen und Geflügelzucht. Und doch obliegt es zumeist der Bauersfrau, die Fütterung und Pflege der Haustiere (mit Ausnahme der Pferde) zu leiten oder selbst zu besorgen und aus dem Erlös ihrer Produkte die meisten Kosten der Hauswirtschaft zu bestreiten. Auch in der Behandlung der Wäsche, der Herstellung von Kleidern und Wäscheartikeln ist das bäuerliche Mädchen, wenn es in die Lage kommt, die vielseitigen Pflichten einer Bauersfrau zu übernehmen, meist ungenügend vorbereitet, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn gar viele Bauernwirtschaften — trotz der Tüchtigkeit des Mannes — im Betriebe der Landwirtschaft zu keiner Blüte gelangen, weil eben die Frau ihren Aufgaben nicht gewachsen ist und häufig das, was im Schweiß erworben wird, durch Unverstand vergeudet.

Die Erkenntnis dieser Umstände drängte die oberösterreichische Landwirtschaftsgesellschaft zur Erwägung, wie am besten abzuhelpen wäre, um insbesondere den Mädchen und Frauen der kleinbäuerlichen und minderbemittelten Kreise in dieser Hinsicht Gelegenheit zu geben, auf einfache, möglichst billige Weise ihr Wissen zu bereichern, indem ihnen wertvolle

praktische Anregungen und gute Grundlagen hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit geboten würden.

Je mehr man bei einschlägigen neuen Einrichtungen auf die bäuerlichen Verhältnisse Rücksicht nimmt, desto eher wird sich der Bauer entschließen, seine Tochter in der gewünschten Richtung ausbilden zu lassen. Wird ihm die Gelegenheit hierzu im Wohnorte selbst unter Anforderung geringer Mittel und so geboten, daß seine Tochter früh und abends zu den eigenen häuslichen Verrichtungen zur Verfügung steht, so sind dies Bedingungen, die ihm günstig erscheinen, unter denen er gern zugreifen wird.

So führten rein praktische Erwägungen auf die Veranstaltung von „Koch- und Haushaltungswanderkursen“.

Das Programm der von der oberösterreichischen Landwirtschaftsgesellschaft veranstalteten Kurse gibt nachstehende Details:

Solche Kurse können unternommen werden: von Gemeinden, Vereinen, Fabrikleitungen, Privaten oder von einem zu diesem Zwecke zu bildenden Komitee. Die oberösterreichische Landwirtschaftsgesellschaft stellt eine Lehrerin und, wenn nötig, Geschirrkiste und Herd zur Verfügung.

In diesen Kursen wird gelehrt: „der Vorgang beim Einkaufe der Kochmaterialien, die Zubereitung der Speisen, das Konservieren von Nahrungsmitteln, das Tischdecken und Bedienen, die Reinigung des Geschirrs, der Wäsche und des Lokales; ferner erfolgt das Schreiben der Kochrezepte und die Kostenberechnung der bereiteten Speisen, Belehrung über die Führung des Haushaltes, insbesondere über die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die Behandlung der Wohn- und Schlafräume, der Wäsche und Kleidung.“

Auf besonderen Wunsch kann in Nebenkursen auch Unterricht im Flicken und Nähen erteilt werden.

Die Dauer eines einfachen Kurses ist auf sechs Wochen festgesetzt.

Die Zahl der Schülerinnen an einem Kurse soll in der Regel zwölf nicht übersteigen, und müssen dieselben das 15. Lebensjahr erreicht haben.

Der Aufwand für einen Wanderkurs, welcher 400 K. nicht überschreiten soll, wird gedeckt durch das Kost- und Lehrgeld der Schülerinnen, durch Beiträge aus Staats-, Landes-, Gemeinde- oder Stiftungsmitteln an Geld, Feuerungs- oder anderen Materialien, durch Beiträge von Gönnern, durch unentgeltliche Überlassung der Kochräume, durch Spenden von Naturalien (Milch, Eier, Mehl, Butter, Gemüse), durch Gewährung ermäßigter Preise seitens der Bäcker, Fleischhauer und Kaufleute.

Was in dieser Weise nicht gedeckt wird, hat der betreffende Unternehmer zu tragen.

Wünscht der Bürgermeister einer Gemeinde, der Vorstand eines Vereines, der Leiter einer Fabrik oder sonst jemand einen oder mehrere Kurse abhalten zu lassen, so hat derselbe sich rechtzeitig mit der Gesellschaft in Verbindung zu setzen, seine Wünsche in betreff der Örtlichkeit, der Zeit usw. auszusprechen, sich aber dann in den Turnus der abzuhaltenden Kurse einreihen zu lassen, so daß zwischen den einzelnen Kursen keine Zeit verloren geht. Für Fabrikarbeiterinnen oder für solche junge Mädchen in Städten oder Ortschaften, welche keine Feldarbeiten zu besorgen haben, werden die Kurse gewöhnlich auf die Sommermonate verlegt.

Die genannte Einrichtung trat im Jahre 1908 in Tätigkeit, in welchem Jahre 216 Mädchen in den verschiedenen Orten Oberösterreichs an ihnen teilnahmen. Außer den Kursen hielten die Wanderlehrerinnen in öffentlichen Versammlungen 15 Vorträge über die Themen: Die wichtigsten Nahrungs-

mittel, Haushaltungskunde, Anforderungen an eine gute Kost, Geflügelzucht, Molkereiwesen einst und jetzt usw. usw.

Im Jahre 1909 war die Gesellschaft in der Lage, 6 Koch- und Haushaltungswanderlehrerinnen zu beschäftigen und in 36 Kursen 432 jungen Mädchen Unterricht zu erteilen.

Auch für andere Länder mit vorwiegend kleinbäuerlicher Bevölkerung müßte die gleiche Methode dieselben interessanten Ergebnisse zeitigen.



CHRONIK

Abschaffung der Bruchschrift in Deutschland: Im Jahre 1797 hatte der preußische Minister Graf von Alvensleben einen Gesetzesentwurf zur Einführung der Altschrift (Lateinschrift) als alleiniger offizieller Schrift in Preußen fertiggestellt, der jedoch infolge des Todes Friedrich Wilhelms II. nicht in Kraft trat. Wäre damals dieses Gesetz durchgeführt worden, so hätten zweifellos die übrigen deutschen Staaten dem Beispiel Preußens Folge geleistet, und wir Deutschen stünden heute wohl nicht mehr vor der merkwürdigen Frage, ob wir dauernd zweierlei Schrift im täglichen Verkehr beibehalten wollen. Wir haben mit diesem Zustande gegenüber den anderen Kulturstaaten, die sich fast ausnahmslos nur einer einzigen, einheitlichen Schrift bedienen, einen eigentümlichen Vorzug, auf den wir nicht einmal sehr stolz sein können, denn die sogenannte deutsche (eckige oder spitze, oft auch fälschlich „gotisch“ genannte) Schrift ist nicht einmal deutschen Ursprungs, sondern sie hat sich im Mittelalter allmählich aus der lateinischen Schrift entwickelt und war allen westeuropäischen, den romanischen und skandinavischen Völkern und den Slaven lateinischer Kirche gemeinsam. Die älteste deutsche Schrift ist vielmehr die runde Schrift; die

althochdeutsche Literatur und die altdeutsche Heldenzeit hat nur die runde Schrift gekannt.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Zustand der zweierlei Schrift eine Reihe von Nachteilen besitzt, denen keinerlei Vorteile gegenüberstehen und daß dadurch in der Schule und im Verkehr Beschwerlichkeiten herbeigeführt werden, die unser Volkstum in mannigfachster Weise zu schädigen geeignet sind.

Es ist daher gewiß zu begrüßen, daß ein seit über 25 Jahren bestehender und mehr als 14 000 Mitglieder aus allen Kreisen und Ständen zählender „Verein für Altschrift“ (Antiqua, Lateinschrift) sich mit diesem Probleme befaßt und die allmähliche Einführung der Altschrift in Deutschland erstrebt. In einem Rundschreiben an die deutschen Handelskammern, worin diese um Unterstützung einer entsprechenden Eingabe an die Regierungsbehörden ersucht wurden, hat der Verein seine Bestrebungen eingehend begründet. So wird angeführt, daß zahlreiche Schulmänner und Augenärzte für die Bevorzugung der Altschrift eingetreten seien; ferner wird darauf hingewiesen, daß sie viel leichter erlernbar, bedeutend lesbarer, kürzer, schreibflüchtiger und wohlthätiger für das Auge ist, als die Spitzschrift; sie sei wegen der Deutlichkeit des Wort-

bildes und der internationalen Lesbarkeit im allgemeinen geschäftlichen, im alltäglichen und im ausländischen Verkehr unentbehrlich, wie Münzen, Briefmarken, Fahrkarten und Fahrpläne, Eisenbahnen- und sonstige Verkehrsinschriften, Schiffsnamen, Poststempel, Patentschriften, Landkarten, Geschäftsschilder, Kataloge usw. beweisen; der Weltberuf des deutschen Volkes, die Ausbreitung seiner Sprache und Literatur, seines Handels und seines politischen und kulturellen Einflusses im Auslande, in zunehmendem Wettbewerb mit anderen Nationen, mache den Gebrauch der allgemeinen lesbaren „Weltschrift“ zur gebieterischen Notwendigkeit. Das Einüben und der Gebrauch der spitzwinkeligen Handschrift ziehe eine ungünstige Körperhaltung und damit eine Schädigung des inneren Organismus des Kindes nach sich und fördere den Schreibkrampf; die Bruchschrift sei eine der Hauptursachen der in Deutschland so verbreiteten Kurzsichtigkeit, sie sei unschön und wirke nachteilig auf den Geschmack des Volkes ein; schließlich sei das Erlernen der zweierlei Schrift eine unnütze Belastung des Volksschulunterrichts, eine ungeheure unwirtschaftliche Verschwendung von Kraft, Zeit und Unterrichtskosten usw.

Diesen Gründen muß wohl beipflichtet werden, und das Problem ist in der Tat für das deutsche Volk von großer Bedeutung. Übrigens hat bereits die amtliche orthographische Konferenz, die im Jahre 1876 in Berlin stattfand, den allmählichen Übergang zur Lateinschrift empfohlen, der sich etwa so gestalten würde, daß in der Volksschule mit der Altschrift begonnen und das Lesen der Eckenschrift erst vom dritten Schuljahre an gelehrt würde, das Schreiben der spitzen Handschrift überhaupt nicht mehr. Damit würden die Kinder von einer ungeheuren

Bürde befreit, die Erwachsenen dagegen gar nicht mehr belästigt werden. Nach einem Menschenalter hätte sich alsdann der Umschwung von selbst vollzogen. Zu wünschen ist, daß ein entscheidender Übergang endlich einmal angebahnt werde und daß so diese bedeutsamen Bestrebungen von Erfolg sein mögen.

Dr. John Mez, London.



Esperanto in der Praxis: Jede Errungenschaft menschlichen Forschergeistes erhält letzten Endes durch die Praxis, durch die mögliche Nutzenanwendung im täglichen Leben die Bestätigung ihrer Existenzberechtigung. Was leistet Esperanto in der Praxis? Zahlreich sind die Berichte von Reisenden, die im Auslande von dieser Sprache mit großem Vorteil Gebrauch machten. Um nur ein Beispiel aus der letzten Zeit anzuführen, so berichtet im „Esperanto“ vom 5./20. August E. Marklev (Engländer) über eine von ihm und etwa 50 englischen Arbeitern ausgeführte Reise durch Deutschland, während der er sich des Esperanto bediente, nachdem ein Teilnehmer mit seinem mühsam erlernten Deutsch vollständig Schiffbruch erlitten hatte. In allen von der Karawane berührten Städten übernahmen Esperantisten (Delegierte des Welt-Esperanto-Bundes) die Führung. Alle Wünsche nach Aufschluß über gerade Arbeiter interessierende Fragen usw. wurden mit Hilfe der Esperantosprache erfüllt. Die Reise war somit nicht allein ein Beweis für die praktische Brauchbarkeit des Esperanto, sondern auch für die praktische Arbeit, die vom Welt-Esperanto-Bunde (U. E. A. = Universala Esperanto-Asocio) geleistet wird. Genannter Engländer hatte sich nämlich vor Antritt der Reise an die Delegierten der U. E. A. (in allen größeren Städten vorhanden) ge-

wandt und ihre Vermittlung erbeten. Die U. E. A. hat den Zweck, unter verschiedensprachigen Völkern die Beziehungen jeder Art zu erleichtern; sie bedient sich hierbei des Esperanto und betätigt sich in jeder für den internationalen Verkehr erforderlichen Weise, z. B. durch Erteilung von Auskünften verschiedenster Art (über Reisen!), Herausgabe von Städteführern, Verteilen von Katalogen, Preisverzeichnissen u. a., Übersetzungen usw. Neben diesem ganz allgemein wirkenden Bunde haben sich Vereinigungen gebildet, die auf der Grundlage des Esperanto die Fach- und Berufsinteressen ihrer Mitglieder zu fördern bestrebt sind. Ich nenne die internationalen Vereinigungen der Bankbeamten, der Lehrer, der Pharmazeuten, der Eisenbahnbeamten, der Juristen, der Ärzte, der Seeleute, der Polizeibeamten, der Druckereiangestellten, der öffentlichen Beamten, der Studenten, der Varietékünstler; ich nenne ferner die Vereinigungen der Markensammler, der Freimaurer, der Freidenker, der Pazifisten, der Spiritisten, der Vegetarier. Niemand wird sich wundern, daß auch die Sozialisten sich das Esperanto mit einem internationalen Verbands zunutze machen. Besonders hervorgehoben werden muß die esperantistische Vereinigung von Katholiken aller Welt und die internationale wissenschaftliche Vereinigung; erstere, weil sie in diesem Jahre (Ende März) einen Kongreß in Paris abgehalten hat, auf dem Esperanto Kongreßsprache war: man behandelte kirchliche Fragen; — letztere, weil ihr mehr als 600 Zeitungen, Vereinigungen und einzelne Gelehrte angehören, z. B. *Nouvelles annales de Mathématique*, *Elektriker-Gesellschaft in Paris*, *Astronomische Gesellschaft in Mexiko*, *Prof. Lederer-Prag*, *Prof. Christaller-Stuttgart*, *Prof. Bourlet-Paris* u. a. Fast alle der genannten Vereinigungen geben je eine in Esperanto redigierte Fachzeit-

schrift heraus; ich nenne deutsche Titel: *Katholische Hoffnung*, *Internationale Pädagogische Zeitschrift*, *Internationale Soziale Revue*, *Freier Gedanke*, *Stimme der Ärzte*, *Stimme der Pharmazeuten*, *Der Student*, *Durch die weite Welt*. Im Dienste tätiger Nächstenliebe steht „*Esperantistischer Vermittler*“, eine Monatschrift, die in Brailleschrift für Blinde erscheint. In der „*Internationalen wissenschaftlichen Revue*“ tauschen hervorragende Gelehrte ihre Ansichten aus. Über die Wissenschaftlichkeit des Blattes mögen die Titel einiger darin erschienener Abhandlungen Auskunft geben: Marcel Finot: *Ozeanische Herkunft des Menschen*; Dr. G. Sellin: *Das Sabiner Gut des Q. Horatius*; M. Finot: *Entstehung der Mondvulkane*; F. H. Bigelow: *Sonnenphysik und Erdmeteorologie*; Mendelejeff: *Über den Äther* usw.

Arnold Behrendt, Berlin.



Hessische Schulreformer*): Was will der Bund hessischer Schulreformer? Der Bund will als Wichtigstes befürworten die Forderung, daß den Eltern ein rechtlich bestimmter Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Erziehung ihrer Kinder gesichert werde. Dieselben Gründe, die für eine Beteiligung des Laienelementes in der Justiz (Schöffen und Geschworene) und in der Kirche (Gemeindevorstand, Synode) sprechen, gelten auch für die zu fordernde Beteiligung der Eltern am Schulregiment (Ausbildung des Schulvorstandes, Elternrat, Elternsynode). Es soll dadurch eine engere Fühlungnahme der Schule mit den Forderungen des stetig fortschreitenden Kulturlebens und ein planmäßigeres Zusammenwirken der Er-

*) Aus der Zeitschrift der „*Monismus*“.

ziehung in Haus und Schule gewährleistet werden.

Der Bund will die Idee der Vereinheitlichung des nationalen Schulwesens verbreiten. Die Kluft zwischen Volksschule und höherer Schule einerseits, zwischen höherer Schule und Universität andererseits, muß in der Weise überbrückt werden, daß der Übergang aus der einen in die andere nur nach pädagogischen Rücksichten, nach der der Gesamtheit Nutzen versprechenden Begabung und nicht wesentlich nur nach Standesvorurteilen und Vermögensunterschieden erfolgen kann.

Der Bund will zu einer gründlichen Kritik des bestehenden Berechtigungswesens auffordern. Das Streben nach bestimmten Berechtigungsscheinen bringt einen verhängnisvoll materialistischen Zug in unsere öffentliche Erziehung, der mit ihren sittlichen Zielen oft genug in schroffen Widerspruch tritt. Die Kinder werden gar nicht mehr um der Sache willen, sondern vielfach nur noch zur Erlangung der mit der Berechtigung verbundenen materiellen Vorteile in die höheren Schulen geschickt.

Der Bund will ein reges Interesse allen auf die Art des Schulbetriebs bezüglichen Reformvorschlägen der Gegenwart zuwenden. Die wichtigsten Punkte, auf die es ihm hierbei ankommt, sind: natürliche, gesündere Erziehung an Stelle der vielen Sitzarbeit; Berücksichtigung des erziehlischen Wertes des Spieles und der körperlichen Betätigung; mehr Lernen aus Natur und Leben, statt aus Büchern; Einschränkung des rein formalen Grammatikbetriebs zugunsten gehaltvollerer Unterrichtsstoffe; sachlich anregenderer, weniger gezwungener Unterricht; Eintreten für die Persönlichkeitsrechte des Lehrers wie des Kindes gegenüber der Gefahr bürokratischer Uniformierung; besser abgestufter Übergang aus der Schulgebundenheit in

die Selbständigkeit des Berufs oder der Hochschule; Erziehung zu tieferem Verständnis des Staates, der Gesellschaft, der Zeitkultur; Ablehnung jedes äußeren Zwanges auf dem Gebiet der religiösen Erziehung.

Wer mit den hier angedeuteten Zielen im allgemeinen einverstanden ist und etwas zu ihrer Förderung beitragen möchte, der trete dem Bunde bei. Der Mindestbeitrag ist auf jährlich 1 M. festgesetzt. Wo sich Ortsgruppen befinden, kann er noch weiter ermäßigt werden. Es sei vor allem noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß es sich nicht nur um einen Verein pädagogischer Fachmänner, sondern zugleich um einen Bund der Eltern handelt. Eine Zeitschrift „Erziehungsfragen, Blätter für Eltern und Lehrer“ unterstützt die Arbeit des Bundes. (Monatlich erscheinend; jährlich 2 M. Herausgegeben von dem Unterzeichneten).

Jede gewünschte nähere Auskunft erteilt gern der Vorsitzende des Bundes: Dr. Strecker, Bad Nauheim, Mittelstraße 17.



Eine internationale Hochschule in Shanghai: In Shanghai besteht seit längerem eine von Dr. Reid, einem amerikanischen Geistlichen, begründete Hochschule, die in letzter Zeit noch weiter ausgebildet wurde. Chinesen und Ausländer betätigen sich an ihr als Professoren, und insbesondere die Handelswissenschaften, die für die kommerzielle Hauptstadt Chinas und ihre Bevölkerung so wichtig sind, werden gelehrt. Eine Summe von 400 000 Mark wurde seit dem Bestande der Hochschule für ihre Lehrzwecke verausgabt und $\frac{2}{3}$ dieser Summe unter der chinesischen Bevölkerung der Hauptstadt gesammelt, der Rest von Europäern und Amerikanern gespendet. Das chinesische Unterrichtsministerium

und die Stadtverwaltung von Shanghai unterstützen gleichfalls das junge Unternehmen.

Der Unterricht wird nicht auf die Klassenräume und die Schüler beschränkt, sondern volkstümliche Abendkurse auch für die gesamte Bevölkerung veranstaltet, belehrende Broschüren ausgegeben und eine Monatsschrift unterhalten. In erster Linie aber wird immer wieder betont, daß die gegenseitige Durchdringung westlichen und östlichen Wissens in Theorie und Praxis Hauptziel der Schule bilde, welches Ziel durch das harmonische Nebeneinanderwirken europäischer und chinesischer Lehrer sehr erfolgreich angestrebt wird.



Volksbibliotheken in Italien: Im Jahre 1908 wurde ein Verband italienischer Volksbibliotheken begründet, und seither, d. i. seit dem 10. Dezember genannten Jahres, ging von dieser Zentralstätte die Gründung von 199 Bibliotheken aus, denen weitere 140 in den verschiedenen Städten des Königreichs folgen sollen. — Der Verband liefert insbesondere Statutenmodelle und Informationen und vermittelt auch geschäftliche Verbindung mit Verlegern usw. solchen Personen und Gemeindeverwaltungen, welche an die Begründung von Bibliotheken schreiten wollen. Häufig bleibt er auch später noch ein Faktor der neuen Bibliothek; er übernimmt den Bucheinband im großen für mehrere ihm angeschlossene Bibliotheken zusammen, beschafft Bücher (im vergangenen Jahre 18 000 Exemplare), abonniert Revuen (150).

Viel Nutzen für das italienische Volksbildungswesen ist von dem Verband ausgegangen, wie unser Mitarbeiter A. Chaboseau in der „Petite République“ ausführt.



Bücherproduktion. Über die Bücherproduktion in den fünf wichtigsten Kulturländern berichtet das in seiner dritten Auflage erschienene „Handwörterbuch für Staatswissenschaften“. Danach erschienen in:

	1886	1890	1906	
Deutschland	16253	18875	28703	Büch.
England ...	5210	5735	8603	„
Frankreich ..	12831	13643	10898	„
Italien	11068	10139	6822	„
Ver. Staaten	4676	4559	7139	„
	50038	53151	62165	Büch.



Über Deutschlands Zeitungen brachte der Zeitungsverlag eine interessante statistische Untersuchung von P. Stoklossa. Mit Hilfe der Zeitungskataloge vom Invalidendank, von Haassenstein & Vogler, Rudolf Mosse und Keiters Handbuch der katholischen Presse hat er seine Untersuchungen angestellt.

Die Zahl der in Deutschland erscheinenden Zeitungen betrug nach Stoklossa 3929. Diese 3929 Zeitungen verteilten sich auf 2228 Verlagsorte. Es entfielen auf:

Preußen	2306	Zeitungen
Bayern	438	„
Sachsen	254	„
Württemberg	183	„
Thüringen	149	„
Baden	169	„
Hessen	115	„
Beide Mecklenburg ..	82	„
Elsaß-Lothringen ...	86	„
Braunschweig	34	„
Oldenburg	33	„
Anhalt	28	„
Beide Lippe	13	„
Waldeck	7	„
Hamburg	16	„
Bremen	8	„
Lübeck	8	„
Deutsches Reich:....	3929	„

Vergleicht man die Zahl der Zeitungen mit dem Bevölkerungsstande vom 2. Dezember 1905, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

Es kommen auf je eine Zeitung Einwohner in:

Preußen	16 186
Bayern	14 896
Sachsen	17 750
Württemberg:.....	12 580
Thüringen	10 088
Baden	11 898
Hessen	10 515
Beide Mecklenburg ..	8 885
Elsaß-Lothringen ...	21 099
Braunschweig	14 213
Oldenburg	13 299
Anhalt	11 715
Beide Lippe	14 659
Waldeck.....	8 447
Freie Städte	38 881
Deutsches Reich:....	15 443

Diese Zahlen zeigen ein besonders günstiges Bild für Waldeck und Mecklenburg. Eine Ausnahme bildet

im Westen des Reiches Elsaß Lothringen mit seiner selten hohen Zahl von 21 099. Es liegt dies wohl am Import französischer Zeitungen, der eine eigene Zeitungsindustrie nicht recht aufkommen läßt.

Von wesentlichem Interesse ist die Frage, ob unser Zeitungswesen zentralisiert oder dezentralisiert ist, ob speziell die Großstädte den Sitz der Zeitungsverlage bilden oder ob auch in kleineren Bevölkerungszentren Zeitungen sich zu behaupten vermögen. Wir haben im Deutschen Reich (nach dem Stande vom 1. Dezember 1905):

16035	Gemeinden mit weniger als 100 Einwohnern
0	„ haben eine eigene Zeitung
41211	„ mit weniger als 500 Einwohnern
1	„ hat eine eigene Zeitung
11616	„ mit weniger als 1000 Einwohnern
10	„ haben eine eigene Zeitung
4737	„ mit weniger als 2000 Einwohnern
209	„ haben eine eigene Zeitung
3133	„ mit weniger als 20 000 Einwohnern
1781	„ haben eine eigene Zeitung
194	„ mit weniger als 100 000 Einwohnern
alle	„ haben eine eigene Zeitung
33	„ mit mehr als 100 000 Einwohnern
alle	„ haben eine eigene Zeitung.

Dies Zahlen zeigen einen immerhin noch günstigen Stand, wenn man die Dezentralisation des Zeitungswesens für erfreulich hält. Es muß allerdings zugegeben werden, daß eine große Anzahl dieser kleinen Zeitungen „kopfloze“ Zeitungen mit aufgesetzten Köpfen sind, die vielleicht ein bis zwei Seiten lokale Nachrichten bringen, sonst aber von

der Zentrale abhängig bleiben.

Die Zeitung als Parteiorgan — das ist eine der wesentlichsten Funktionen, die sie übernommen hat. Zur Zeit der Wahl ist sie wohl die Hauptwahlstatt, auf der mehr oder minder erbitterte Kämpfe ausgefochten werden. Die gezählten Zeitungen hatten folgende Parteiangehörigkeit:

Nr.	Name	R	K	C	N	L	S	P	U	Sa.
1	Rheinland.....	47	7	160	21	18	8	89	28	378
2	Brandenburg	52	41	4	3	24	5	145	47	321
3	Schlesien.....	62	35	23	5	30	12	105	40	321
4	Provinz Sachsen	48	27	3	11	19	6	87	19	220
5	Hannover	54	12	15	20	7	2	61	21	192
6	Westfalen	12	14	77	16	23	5	50	9	206
7	Hessen-Nassau	47	10	8	5	10	4	54	26	164
8	Schleswig-Holstein	20	3	0	13	11	7	48	19	111
9	Pommern	31	20	0	3	4	9	18	17	102
10	Posen	42	15	0	3	5	14	17	3	109
11	Ostpreußen.....	24	26	5	3	6	1	31	4	100
12	Westpreußen	28	8	1	2	4	5	30	8	86
13	Hohenzollern	3	0	2	0	0	0	0	40	5
14	Preußen:.....	470	218	298	105	161	78	735	241	2306

Nr.	Name	R	K	C	N	L	S	P	U	Sa.
15	Bayern	32	13	97	15	63	7	167	24	438
16	Sachsen	65	48	1	12	18	8	81	1	254
17	Württemberg	36	7	24	15	32	2	60	17	183
18	Thüringen	23	5	0	11	20	4	75	11	149
19	Baden	14	1	39	11	31	3	51	9	169
20	Hessen	16	1	11	9	13	4	55	6	115
21	Beide Mecklenburg	18	6	0	3	6	1	40	8	82
22	Elsaß-Lothringen	14	1	18	0	18	2	25	8	86
23	Braunschweig	8	1	1	1	2	2	17	2	34
24	Oldenburg	3	0	3	3	8	1	11	4	33
25	Anhalt	9	1	0	1	3	1	12	1	28
26	Beide Lippe	1	1	0	0	2	0	6	3	13
27	Waldeck	1	0	0	2	4	0	0	0	7
28	Freie Städte	0	0	0	4	7	4	14	3	32
29	Deutsches Reich	710	303	492	192	388	117	1349	378	3929

R = Regierungsblatt, Amtsblatt, Nationale Zeitung.

K = Konservativ, dazu auch Reichspartei, Deutsche Reformpartei, Bund der Landwirte, Wirtschaftliche Vereinigung.

C = Zentrum, Elsässer.

N = Nationalliberale.

L = Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung, Deutsche Volkspartei.

S = Sozialdemokraten, Polen, Dänen, Welfen.

P = Parteilos, Unparteiisch, Objektiv.

U = Unbekannt.

Diese Zahlen bestätigen nur die bekannte Verteilung der Parteien im Deutschen Reiche. Es wäre zweifellos interessant, festzustellen, ob die bei den Wahlen für die Parteien abgegebenen Stimmen sich prozentual decken mit den vorhandenen Parteizeitungen. Der Versuch muß daran scheitern, daß die Parteinahme der sogenannten Regierungsblätter sich je nach der politischen Lage anders gestalten wird. Auch sind die parteilosen Blätter in der Zeit des Wahlkampfes nicht in der Lage, sich ganz objektiver Berichterstattung zu widmen, sondern treten mehr oder minder offen für die ihnen genehmen Parteien ein.

Stoklossa berechnet noch die tägliche Nummernauflage auf 9 493 200 Zeitungen. Danach kommen an jedem Tage auf ein Zeitungsexemplar 6,38 Einwohner der Gesamtbevölkerung, Frauen und Kinder mit eingerechnet. Stoklossa schließt seinen Artikel mit den Worten: Die Summe aller dieser

Blätter, die Presse, ist eine ungeheure, weltbewegende Macht. Unsere ganze kulturelle Einrichtung ist undenkbar ohne Presse und Zeitungen. Ihre Entwicklung in Deutschland ist günstig, da sie mit der Bevölkerungsbewegung Schritt hält und sich besonders vor Überproduktion bis jetzt im großen und ganzen zu hüten gewußt hat. Das ist im höchsten Grade erfreulich; denn gesunde Verhältnisse im Pressewesen sind für die gesamte Volkswirtschaft von unschätzbarem Werte.



Kinderschutz in England: Fälle von Kindermißhandlung durch die Eltern haben auch in England mehr und mehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregt; die Gerichte schreiten, wann immer sie Kenntnis von dem Unfug erhalten, mit großer Schärfe ein. Die Schwierigkeit liegt eben nur darin, daß die Kinder, um die es sich handelt, nur in den seltensten Fällen, und auch die Nachbarn nur dann, wenn besonders empörende Mißhandlungen einen allgemeinen Unwillen herausfordern, die Strafanzeige erbringen.

Diesem Übel abzuhelpen, wurde von Reverend Benjamin Waugh eine Kinderschutzgesellschaft begründet, die im ganzen Lande 80 Subkomitees ins Leben gerufen hat und 60 Inspektoren durch das Land entsendet.

Jeder Vater oder jede Mutter, die ihr Kind mißhandelte und einer gerichtlichen Strafe unterzogen wurde, bleibt unter der Aufsicht der Vertreter der Gesellschaft, und diese verteilen in der Nachbarschaft der Bescholtenen Postkarten, die auf einer Seite die Adresse der Gesellschaft, auf der andern die Nummer des Strafsaktes, der auf die erstmalige Verurteilung Bezug hat, angeben. Die Nachbarn werden so ohne weiteres in die Lage gesetzt, die Gesellschaft von neuen Verfehlungen zu unterrichten, und kann diese sofort in Anknüpfung an den ersten Fall eine neue Strafanzeige erstatten.

Die grausamen Eltern aber haben große Furcht vor diesen Karten, die ihnen neuerlich und diesmal strengere Bestrafung bringen können, und hüten sich wohl, solches Übel heraufzubeschwören.



Unterricht der Taubstummen: Für das Fortkommen der bedauernswerten Taubstummen ist der preußische Staat wenig besorgt. Am 1. Januar 1908 bestanden in Preußen 46 Taubstummenanstalten und -schulen. Da-

von ist nur eine (Berlin) im Besitz des Staates. 35 gehören den Provinzen (8 allein im Rheinland, 5 in Sachsen, je 4 in Hannover, Westfalen und Ostpreußen), 2 den Bezirksverbänden, 4 den Städten und 4 Wohltätigkeitsvereinen. Auf diesem Gebiete hätte sich in erster Linie die Initiative des Staates zu betätigen, schon um gewissen separatistischen (konfessionellen usw.) Unterrichtstendenzen vorzubeugen. Es waren 566 Lehrkräfte tätig, 456 männliche und 110 weibliche. Die weiblichen Lehrkräfte kommen immer mehr zur Anstellung für den Taubstummenunterricht. Unterrichtet wurden 4491 Schüler (2463 männliche, 2028 weibliche). Über die entlassenen Schüler wurden im Jahre 1906 Erhebungen veranstaltet. Ihre Zahl beträgt 717, wovon 63 in andere Anstalten umgeschult wurden, 45 waren nicht bildungsfähig, 566 wurden „eingesegnet“, 25 schieden aus sonstigen Gründen aus, 18 starben. Von den „eingesegneten“ Knaben wollten je $\frac{1}{5}$ Tischler, Schneider oder Schuhmacher werden; $\frac{3}{4}$ der Mädchen hatten sich für den Beruf einer Schneiderin entschieden. Demnach ist die Bekleidungsbranche der Hauptberuf der schulentlassenen Taubstummen ssc.



RICHTUNGSLINIEN DES FORTSCHRITTS VON PROFESSOR DR. R. BRODA-PARIS

MÖGLICHKEITEN DER SCHULREFORM.

DURCH lange Jahre galt das Schulwesen Deutschlands unbestritten als das bestorganisierte der Erde. Von fernen Ländern kamen Abgesandte, um seine Einrichtungen zu studieren und in die Heimat zu verpflanzen, und mit Recht ward das geflügelte Wort geprägt, daß der preußische Schulmeister die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe. Auch heute sind gewiß noch viele Momente des deutschen Schulsystems beispielgebend für alle Völker. Aber andererseits kann es dem objektiv urteilenden, vergleichenden Beobachter nicht verborgen bleiben, daß die Schulsysteme Frankreichs, Amerikas und der nordischen Länder, alle in den letzten Jahrzehnten nach durchaus modernen Gesichtspunkten neuorganisiert, vielfach pädagogische Imperative realisiert haben, die in Deutschland noch fehlen; daß es also für den vorurteilslosen Freund einer fortschrittlichen Schulentwicklung in Deutschland durchaus wertvoll wäre, auch auf die Anregungen des Auslandes zu blicken und dieselben, soweit sie auf deutsche Verhältnisse anwendbar sind, hier zur Verwirklichung zu bringen. Eine Reihe solcher Schulreformen des Auslandes, die auch für Deutschland beachtenswert erscheinen mögen, soll im folgenden im Sinne der Methode des „Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen“ zur Darstellung gebracht werden.

1. Volksschule.

Einer der wichtigsten Grundsätze des deutschen Volksschulwesens ist der Schulzwang und die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts. Beide sind formell, nach der gesetzlichen Seite hin, durchaus scharf ausgebildet, aber ein wirklich idealer Zustand ist damit nicht erreicht: nicht alle Kinder, auch die der Ärmsten, können deshalb mit voller Empfänglichkeit dem Unterricht folgen, weil sie für ihn nichts zu bezahlen haben: viele kommen ausgehungert zur Schule und sind erst recht unfähig, die Worte des Lehrers zu assimilieren, andere wieder bleiben aus Mangel an Kleidung und Beschuhung überhaupt von der Schule weg.

Die französische Neuschule, wie sie von Jules Ferry im Jahre 1882 geschaffen und wie sie seither im Sinne der allgemeinen Anschauungen sozialer Solidarität weiter ausgebaut wurde, sieht Beschuhung und Bekleidung aus ihren eigenen Mitteln für alle Kinder vor, deren Eltern dies nicht besorgen können; die Lehrmittel erhalten sie, wie in Deutschland, unentgeltlich. Ferner wird allen jenen, die hungrig zur Schule kommen, ein warmes Frühstück gewährleistet, ja, für die Kinder der Ärmsten sogar ein warmes Mittagmahl bereitgestellt *).

*) Siehe Aufsatz von M. Bidart über französische Schulreform; S. 672.

So wird die Schule auch dem ärmsten Kinde und seinen für den Endzweck der Schule blinden Eltern ein begehrenswerter, lieber Ort, von dem sie wissen, daß er für die leibliche Notdurft Sorge und von dem sie gerne auch die Fürsorge der geistigen Notdurft, die weniger unmittelbar und greifbar zutage tritt, annehmen.

Was Frankreich für die Trennung von Kirche und Schule getan hat, steht in seiner Art unerreicht auf der ganzen Erde da. Das französische Gesetz bestimmt bekanntlich, daß in den Schulräumen bloß Unterricht in den weltlichen Lehrgegenständen von weltlichen Lehrern zu erteilen sei, während dieser Unterricht an einem Wochentage, in der Regel Donnerstag, auszufallen habe. Den Eltern steht es frei, ihre Kinder am genannten Tage in die Kirche zu senden, wo sie vom Geistlichen ihrer Konfession in den Lehrsätzen ihrer Kirche unterwiesen werden. Beide Teile, Schule und Kirche, sind vollständig frei und unabhängig voneinander, während in Deutschland, wie ja nur allzu bekannt, vielfach eine Unterordnung auch der weltlichen Lehrgegenstände unter kirchliche Gesichtspunkte stattfindet und auch die Kinder von Freidenkern gezwungen werden, dem Unterricht einer Konfession beizuwohnen. Bedauerlicherweise ist es außerdem in einem großen Teile der deutschen Staaten üblich, die Schulkinder, ihren Konfessionen gemäß, in konfessionelle Schulklassen bzw. Schulen zu scheiden, was den unethischen Geist des konfessionellen Haders bereits in die Reihen der Schuljugend trägt.

Das französische Gesetz sieht ferner vor, daß an Stelle des Religionsunterrichtes, der als obligatorischer Lehrgegenstand ausscheidet, ein weltlicher Moralunterricht vom weltlichen Klassenlehrer zu erteilen sei*).

Was die Art und Weise der Erteilung dieses Unterrichts anlangt, läßt das Gesetz dem Lehrer weiten Spielraum. Er mag die Leitfäden der Moral, die von den Behörden approbiert wurden, benutzen, er mag an Hand der Lektüre bedeutender literarischer und philosophischer Schriftsteller dem Kinde die großen vorbildlichen Tugenden darzustellen oder aber in ganz freier Weise, an Hand von Beispielen aus dem täglichen Leben, auf das Kind moralisch veredelnd zu wirken suchen. Gerade diese letztere Methode wird von den begabtesten Lehrern bevorzugt, und mehrere derselben haben mir versichert, daß sie nur so wirklich tiefgründige Erfolge erzielt hätten.

In den Moralstunden, denen ich beiwohnte, war dann die Methode auch immer gleichgerichtet, nur dem Alter und der Auffassungskraft der Schüler angepaßt. In einer Unterklasse wurde an Hand von Beispielen aus dem Leben die Tugend des Mutes veranschaulicht: z. B.: Eine Familie wohnt fern vom Dorf auf der Anhöhe. Die Mutter und ihr kleiner Sohn sind allein zu Hause. Es wird Abend. Die Mutter erkrankt. Sie fragt den Knaben, ob er es wagen würde, durch das nächtliche Dunkel des Waldes zu gehen und den Arzt zu holen; ob er nicht die Gespenster am Wege fürchte? ... und der Lehrer läßt seine Frage an alle Kinder der Klasse ausklingen, wie sie selbst in gleicher Lage handeln würden ... und alle die Knaben rufen: „Wir würden uns nicht fürchten!“ ... Leicht ist es dem Lehrer dann, an dem Beispiele die Schönheit des Mutes darzutun.

In der Mittelklasse wieder wurde den Schülern die Heiligkeit des gegebenen Wortes an Beispielen dargelegt; vor noch reiferen Knaben am Lyceum der „Takt“ in all seinen gefälligen Anwendungen ...

*) Siehe den Aufsatz von I. Kaspar, Aprilnummer 1910.

Neben diesem Moralunterrichte durch das Wort tritt die moralische Anleitung durch die T a t. Wechselseitige Schülerunterstützungsvereine wurden begründet, an denen sich auch die Jüngsten durch kleine wöchentliche Gaben beteiligen können. Dieselben werden kapitalisiert, und so können an Mitglieder, die auch in ihren Mannesjahren noch dem Vereine treu blieben, bei Erreichung des 60. Lebensjahres weit größere Renten bezahlt werden als an solche, die etwa erst im Mannesalter beigetreten wären. Dieses der praktische Gesichtspunkt der Einrichtung, an der sich im vergangenen Jahre über 800 000 Kinder beteiligt haben. Und mag dieser letztere auch durch das Gesetz für eine obligatorische staatliche Altersversicherung, das im Vorjahre angenommen wurde, etwas in den Hintergrund getreten sein, so bleibt doch ein großer moralischer Wert bestehen: die Kinder lernen, vorschauend für ihr Alter zu sorgen; sie lernen an der Verwaltung ihrer eigenen Kasse teilzuhaben.

Noch schärfer tritt der moralische Gedanke bei den „mutuelles forestières“ in den Vordergrund. Frankreich leidet bekanntlich am Übel der Entwaldung, das sein Klima verwüstet. Staatliche Schutzgesetze vermochten bis nun wenig auszurichten. So kam man auf den Gedanken, auch die Schuljugend zur Mitwirkung bzw. Aufforstung heranzuziehen. Vereine wurden begründet, die unter Führung der Lehrer, sei es Beiträge für Wiederaufforstung sammeln, sei es, selbst hinauszuziehen in die freie Natur, um Schößlinge in die Erde zu pflanzen.

Möge das gemeinsam zustandegebrachte Werk groß oder klein sein, das Wesentliche ist, daß jene Kinder, die in ihrem zarten Alter derart verhalten wurden, das Leben der Bäume in ihren Interessenkreis aufzunehmen, ja, selbst mit Hand anzulegen zu deren Fortkommen, im späteren Leben nie mehr ganz dieser sanften Erinnerung verlustig gehen; zu Männern und Frauen geworden, werden sie es nicht dulden, daß ihre Hammel all das jung Keimende wieder vernichten; sie werden gewiß nicht selbst mutwillig die etwa durch eine gemeinnützige Gesellschaft gepflanzten Bäume um töricht verfrühter Gewinnsthoffnung willen umschlagen ... in diese jungen Gemüter wird die Überzeugung gesenkt, daß die Bäume die besten Freunde der Menschen seien: wieder ein Gedanke der Voraussicht für das eigene Wohl, aber auch der Solidaritätsempfindung mit dem Wohle der Gesamtheit, dem der Schulunterricht im Volke Heimatsrecht gewinnt.

Nach einer ganz andern Richtung mag das Volksschulwesen A m e r i k a s für Deutschland vorbildlich werden: In seiner strikteren Basierung auf wissenschaftliche Forschung, auf die Methoden der angewandten Psychologie *).

Die Columbia Universität zu New York sowohl wie die Universität zu Chicago besitzen eigene Versuchsanstalten für solche Forschungen, und in der ersteren hatte ich Gelegenheit, an den Seminararbeiten teilzunehmen. In streng wissenschaftlicher Weise wird das Erwachen der einzelnen geistigen und moralischen Fähigkeiten des Kindes an den Knaben und Mädchen der Versuchsanstalten von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat studiert, verglichen, an Hand medizinischer Untersuchungen überprüft. Die Möglichkeiten der Einprägung im Gedächtnis des Kindes, welches den einzelnen Unterrichtsmethoden eigen, werden experimental erforscht und alle die Untersuchungsergebnisse dann in der Zeitschrift „Teachers College Record“ veröffentlicht sowie durch die Teilnehmer an den Seminararbeiten, künftige

*) Siehe Aufsatz von A. C. Noë über angewandte Psychologie und Schule in Amerika auf Seite 665.

Lehrer und Lehrerinnen an den Lehrerbildungsanstalten und Volksschulen, in die Praxis hinausgetragen. Speziell die Teilnahme der Studentinnen an diesen Übungen und Forschungen war eine überaus große. Gerade sie schienen das berufliche und wissenschaftliche Interesse an den pädagogischen Problemen mit dem angeborenen Instinkte für Erforschung der Kindesseele zu vereinigen.

Wieder nach anderer Richtung hat Schweden neue Methoden des Volksschulunterrichts ausgebaut*). An Stelle der mechanischen Belastung des Gedächtnisses soll in schönen Erzählungen der Geist der Geschichte auf die Kinder wirken, oder aber, wie etwa in dem interessanten Lehrbuche von Selma Lagerlöf, die Bodengestaltung, die physische und politische Geographie des Landes an Hand von Reisebeschreibungen, die Flora und Fauna der einzelnen Gebiete in charakteristischen Tiergeschichten dem Kinde nahegebracht werden. Sehr weite Ausblicke eröffnen sich nach dieser Richtung. Auch der naturwissenschaftliche Unterricht kann ja an der Hand von Wanderungen durch die Natur, an Hand der Besichtigung der tatsächlichen Naturdinge noch weiter ausgestaltet werden ... und damit berühren sich diese in Schweden fein ausgebildeten, auch in Deutschland sich mehr und mehr ausbreitenden Methoden mit den wissenschaftlich-psychologischen Ergebnissen der amerikanischen Hochschule.

Das mechanische Einlernen von Sprüchen aus den Büchern, wie es etwa in den mohammedanischen Ländern des Ostens noch alleinige Unterrichtsmethode ist und auch in Europa so vielfach überwiegt, ist die allerunzweckmäßigste, allerschwierigste Methode zur Einprägung neuer Erkenntnisse. Das sachlich Begriffene bietet dem Kindesgeiste unvergleichlich mannigfaltigeres Interesse, prägt sich dem Gedächtnis weit bequemer und harmonischer ein als das tote und unverdaute Wissen der Bücher, und auch die Anwendung auf das praktische Leben, die Fortbildung dieser Kenntnisse zu eigenem Suchen und Schaffen geht weit leichter vor sich, wenn durch Anschauung als wenn bloß durch Gedächtnis, auf Grund der Autorität des Lehrers bzw. des Schulbuches bewirkt.

Und vielleicht mag in diesem Zusammenhange auch das praktische England erwähnt werden, in dem der Handfertigkeitunterricht der kleinen Knaben und Mädchen einen so großen Raum selbst in der Volksschulerziehung einnimmt. Auch hier wieder wird eine Beziehung zum künftigen praktischen Leben angebahnt und nicht nur dies; auch das ureigenste Interesse des Kindes, das dem Greifbaren immer lebhafter entgegenfliegt als dem Unsichtbaren, wird geweckt, seine geistige Selbsttätigkeit angeregt.

So kann wohl dahin geschlossen werden, daß Deutschland von seinen germanischen Brüdern im Norden und Westen sehr viele Anregungen nach der Richtung der Unterrichtsmethode, von Frankreich nach der Richtung der moralischen Durchdringung der Schule übernehmen kann.

2. Mittelschule.

Sehr vieles von dem über die Volksschule Gesagten gilt auch für die Mittelschule. Der französische Moralunterricht wird in der Tat auf beiden Schulstufen angewandt, wenn auch in verschiedener Ausbildung, entsprechend der Fassungskraft der Schüler. Der Gegensatz zwischen dem lebendigen

*) Siehe den Aufsatz von Dalin in der Oktobernummer 1909.

Fachunterrichte Englands und Amerikas und dem überwiegend gedächtnismäßigen Unterrichte der deutschen wie übrigens auch der französischen Schule, gilt hier in gleicher Weise, ja vielleicht in noch schärferem Grade als für die Volksschule. Schwerwiegender und vielseitiger ist ja das Problem, ob humanistische Gymnasialbildung des bedeutenden Wertes für Erziehung und Bildung wirklich entbehre, ob deren Zurückdrängung in den Studienplänen der angelsächsischen Länder als ein absoluter Fortschritt zu begrüßen sei. Eine Abstufung und Differenzierung der Mittelschulen nach dem Muster des neuen österreichischen Gesetzes, das allen Kindern und allen Eltern die Möglichkeit gibt, gerade jenen Grad humanistischer Bildung zu suchen, der ihren speziellen Wünschen und Zukunftsplänen entspricht, mag vielleicht hier das Richtige treffen. Nur läßt sich gewiß das oben von der Methode Gesagte auch für die Studienmethode des humanistischen Gymnasiums anwenden. Auch sie könnte, von der gedächtnismäßigen Aneignung der grammatischen Formeln entlastet, zu einer Einführung in das Geistesleben der großen Kulturvölker der Antike gewandelt werden, wenn gleich gewiß die Schwierigkeit der Anwendung der neuen Methoden auf dieses Feld größer sein mag als in Beziehung auf den modernen Geographieunterricht Schwedens, für den man neue Lehrbücher schreiben kann, während die großen Klassiker Griechenlands und Roms ihre Werke unverrückbar niedergelegt haben, ohne jene Rücksicht auf angewandte Kindespsychologie, die einem modernen Lehrbuche eigen sein soll.

Eine sehr wichtige Institution Amerikas ist ferner noch der Überpflanzung auf das Volks- und Mittelschulwesen Deutschlands fähig: die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter.

Gewiß ist sie in Amerika zunächst nicht aus theoretischer Überlegung, sondern aus den praktischen Notwendigkeiten des dünn bevölkerten Landes entsprungen, das die Errichtung getrennter Volks- und Mittelschulen für Knaben und Mädchen nicht zugelassen hätte. Aber bald ward man sich der großen sittlichen und pädagogischen Vorteile klar, die für die Schüler der gemeinsamen Anstalten erwachsen; man konnte beobachten, wie die Knaben und Mädchen, in enger Kameradschaft miteinander heranwachsend, tausend Interessen der Schule, des Sports und des Lebens teilend, jenseits alles Sexuellen eine schöne Beziehung zueinander fanden*). Man sah, daß die Schülerinnen später als freie, aufrechte Menschen in freiem, zwanglosem Verkehr mit ihren männlichen Genossen in den Lebenskampf eintraten, nicht mehr, wie in Ländern getrennter Mädchenerziehung, im Manne bloß das Geschlechtswesen sehend und ebenso umgekehrt: wie die Männer in der Frau, an deren Genossenschaft sie seit früher Jugend gewöhnt waren, ein gleichberechtigtes, mit gleichen Interessen ausgestattetes Wesen und nicht mehr bloß das „Weibchen“ sahen. Die große Achtung, mit der die Frau im öffentlichen und privaten Leben Amerikas umgeben ist, beruht in der Tat überwiegend auf dem Selbstbewußtsein, das sie in der Volksschule gelernt und mit dem sie zu gebieten versteht, und auf der Achtung, die ihr als Gleichberechtigter von der Schule bis ins Leben hinaus gezollt wird.

Noch eine zweite ausgezeichnete Wirkung stellt sich ein. Die jungen Männer der amerikanischen Mittelschulen werden durch den steten Verkehr mit den auf gleicher Schulbank neben ihnen sitzenden Mädchen zu edlem Anstand erzogen. Manche Roheit, manche Ungezogenheit, die sonst viel-

*) Siehe meinen Aufsatz über Frauenerziehung in der Oktober-Nummer 1910.

leicht verübt worden wäre, unterbleibt, weil das Auge der Nachbarin als strenger Richter mehr Scheu einflößt als das des Lehrers; die Mädchen wieder werden durch den steten Verkehr mit den Knaben, durch deren Schätzung der Kraft und Stärke zu Spiel und Sport herangezogen; jene schwachen, nur im Boudoir sich wohlfühlenden Frauen, wie sie in Europa nur allzu häufig sind, fehlen in Amerika gänzlich.

Von all den Unzukömmlichkeiten, die die Gegner der Koedukation von ihr erwartet hatten, von den Schulsandalen, den sexuellen Vergehungen berichtet keine Chronik Amerikas ein Sterbenswörtchen. In den langen Jahrzehnten, seitdem diese Einrichtung besteht, hat sich nichts, aber auch nicht das Geringste ereignet; heute greift kein Gegner der Einrichtung, deren es ja in Amerika aus andern Gründen (weil der Lehrgang der Mädchen ein anderer sein sollte, weil man die Mädchen vom Studiengang überhaupt zurückdrängen will usw.) einige gibt, mehr auf dieses Argument, das ja in Europa in erster Linie erwartet würde. Die Praxis hat eben gezeigt, daß jene sexuelle Spannung, die bedenklich werden könnte, sich bei einer von frühesten Kindesjahren an beginnenden ununterbrochenen, täglichen Zusammenarbeit von Knaben und Mädchen nicht entwickeln kann *).

Übrigens richtet sich die Gegnerschaft mancher Amerikaner gegen die Koedukation seltsamerweise nur gegen die auch in Europa anerkannte Zusammenarbeit von Männern und Frauen an den Hochschulen. Angenommen aber, daß auch der kühle Rassencharakter der Völker, welche die erwachsende amerikanische Nation zusammensetzen, also vor allem der Engländer, Deutschen, Iren, für dies günstige Ergebnis mitverantwortlich sei; daß die Koedukation bei südlichen Völkern mit früh erwachende Geschlechtsleben bedenklich sein könne: für Deutschland trifft dieses Argument gewiß nicht zu. Der Deutsche ist kaum heißblütiger als der Ire und Engländer; er ist jedenfalls durchaus rassengleich dem Deutschen der Vereinigten Staaten, und viele Tausende von deutschen Schülern und Schülerinnen besuchen die auf dem System der Koedukation beruhenden Mittelschulen Amerikas ohne Schaden.

Die gleiche Einrichtung besteht ja übrigens bekanntlich auch in den nordischen Ländern und hat vor allem in Norwegen zu ebenso günstigen Verhältnissen geführt wie in Amerika. Auch dort sind starke, seit frühen Kindesjahren im Wettbewerbe mit männlichen Schulgenossen stehende Frauen herangewachsen. Sie haben großen Anteil an allen großen öffentlichen Betätigungen gewonnen, das politische Stimmrecht errungen und sind durch ihre Verklärung in den Dramen Ibsens und Björnsons zu Vorbildern auch für die deutsche Frauenwelt geworden.

Auch in Deutschland selbst, vor allem in Baden und Hessen, wie andererseits in den Landerziehungsheimen ist das Prinzip der Koedukation bereits in die Praxis eingetreten; seine Ausdehnung auf das gesamte deutsche Schulwesen wäre einer der wichtigsten Imperative der Gegenwart.

3. Hochschule.

Die deutschen Universitäten waren bereits seit einem halben Jahrhundert und sind noch heute die ersten und vorzüglichsten der Erde. Ungezählte lerneifrige Jünglinge aller Völker haben sich an ihnen gesammelt, um dann die Ehre deutscher Wissenschaft in alle Länder zu tragen. So schiene es

*) Siehe Aufsatz von Professor A. C. Noë über Koedukation in Amerika auf Seite 667.

auf den ersten Blick, daß Deutschland in dieser Richtung bloß beispielgebend für andere Völker wirken könne, nicht aber deren Beispiele und Anregungen zu empfangen brauche. Trotzdem mögen einige Einrichtungen ausländischer Hochschulen genannt werden, die auch für Deutschland interessant sein können.

Zunächst die Scheidung der amerikanischen Hochschulen in die Colleges, an deren Abschluß eine strenge Prüfung steht, die in der Regel im 20. oder 21. Jahre abgelegt wird, und die anschließenden Lehrkurse für „Graduates“, das ist solche, die den ersten akademischen Rang bereits erlangt haben, „Bachelor of arts“, das ist „Diplomierte der Geisteswissenschaften“, oder „bachelor of science“, „Diplomierte der Naturwissenschaften“ geworden sind und nun erst ein wirkliches Fachstudium für einige Jahre verfolgen, an deren Ende sie zunächst „master“, dann „Doktor der Rechtswissenschaft“, der Medizin, Philosophie oder Theologie werden können. Im Zusammenhange damit steht eine allgemeine Verschiebung der Zeiteinteilung der Mittel- und Hochschulen. Die ersteren (Highschools) pflegen schon mit 16 oder 17 Jahren verlassen zu werden, also etwa zwei Jahre früher als in Deutschland; drei bis vier Jahre bleiben dann für die Collegejahre reserviert; in ihnen, die allgemeine geistige Bildung vermitteln und wohl schon gewisse Vorbereitung für ein Fachstudium, aber noch keine ausschließliche Beschäftigung mit demselben bieten sollen, entfaltet sich der ganze Reichtum und Wert der amerikanischen Hochschule. Sie besitzen bereits Lernfreiheit in dem Sinne, daß der Hörer selbst die Kurse wählt, die er besuchen will, andererseits aber doch noch eine gewisse Schuldisziplin, da strikter Besuch der einmal gewählten Kurse gefordert und dafür durch Namenskontrolle am Beginne jeder Lehrstunde gesorgt wird; gleichzeitig richtet der Professor auch einige Fragen an die Hörer, den Inhalt der vorigen Vorlesung betreffend.

Gerade diese Charakterverschmelzung der deutschen Mittel- und Hochschulen scheint mir für besagte Jünglingsjahre eine überaus glückliche. Wer die deutsche Mittelschule kennt, weiß, wie furchtbar für junge Leute im Alter von 17 und 18 Jahren die allzu enge Disziplin, ja vielfach die Knechtschaft der Schule wirkt, wie der Durst nach geistigem Wissen, der gerade in den jungen Menschen besonders stark ist, unterdrückt, ausgelöscht wird, durch den Zwang, unsympathische Fächer in unsympathischer, knöcherner Weise zu studieren. Das amerikanische College mit seiner freien Wahl der Fächer innerhalb der Gesamtreihe der Vorlesungen, mit seiner Vermeidung allen zwecklosen Drills, aller zwecklosen Noten, Schulstrafen usw., gibt dem jungen Manne Freude an der Arbeit. Aber andererseits ist das amerikanische College auch den ersten Hochschuljahren Deutschlands überlegen, indem es die jungen Leute zur Arbeit anhält und der Gefahr entzieht, plötzlich allen Lerneifer zu verlieren, um sich nur mehr „außerhalb der Schulsäle“ zu ergehen, wie es im ersten Jahre der deutschen und österreichischen Hochschulen, vor allem in der der Zahl der Studierenden nach überwiegenden juristischen Fakultät, nur allzu sehr der Fall ist.

Des ferneren hat das amerikanische College mit seinem Abschlusse durch eine strenge Prüfung auch den Wert, daß es alle jene jungen Männer und Frauen an sich zieht, die bloß allgemeine Bildung erwerben wollen, und ihnen die Möglichkeit hierzu in organischerer Weise gibt als eine deutsche Fakultät, daß andererseits die Graduates-school nur mehr solche Hörer empfängt, welche bereits an hochschulmäßiges Studium gewöhnt sind und nun mit Selbstzucht

und ernstem Sinn an die Erlernung der für ihren künftigen Beruf notwendigen Spezialfächer herantreten oder aber (in der Faculty of science) sich bereits wirklichen Forschungen unter der Anleitung ihrer Professoren hingeben.

Der Bereich der Science wird übrigens auf amerikanischen Hochschulen weiter gefaßt als etwa auf französischen und deutschen Universitäten, Sozialwissenschaften („Sociology“) werden durchaus nach exakt wissenschaftlicher Methode betrieben: „Sociological laboratories“, ausgezeichnete, musterhaft geordnete Bibliotheken, statistische Tafeln usw. stehen an den großen Universitäten bereit. Mir selbst war es vergönnt, im „sociological laboratory“ der Columbia-Universität zu New York das an soziologischen Forschungsmöglichkeiten zweifellos reichste Jahr meines Lebens zu verbringen und mich davon zu überzeugen, wie durchaus unrecht man tut, die amerikanischen Hochschulen für minderwertig zu halten. In den Monographien allein, die in den soziologischen Seminarien der amerikanischen Hochschulen über alle Zweige des täglichen Lebens verfaßt werden, liegt eine bedeutsame neue Linie der Feststellung sozialer Tatsachen.

In diesem systematischeren Betriebe soziologischen Forschens liegt das zweite wichtige Moment, das Deutschland vom Auslande (Frankreich und Amerika) übernehmen sollte. Gewiß hat auch Deutschland bereits wichtige soziologische Werke geschaffen, ob sie auch Namen wie „Wirtschaftsgeschichte“, „Kulturgeschichte“, „Einleitung zur Nationalökonomie“, „Rechtsphilosophie“ usw. tragen. Doch hat gerade dies Versteckenspiel, diese Nichterkenntnis der wahrhaft soziologischen, all diesen Wissenszweigen gemeinsamen Problemstellung den Fortschritt der Wissenschaft in Deutschland sehr gehemmt. Und erst in der jüngsten Zeit mehrten sich überaus erfreuliche Zeichen dafür, daß auch die deutsche Wissenschaft sich allmählich den großen Problemen der Soziologie ernst und systematisch zuwende: Die Begründung der deutschen Gesellschaft für Soziologie und die Einberufung des ersten deutschen Soziologentages, der in wenigen Wochen in Frankfurt zusammentreten soll, zeugen hierfür. Das Beispiel des Auslandes beginnt, die für den Fernerstehenden zum Teil kaum begreiflichen und doch bisnun so starken Widerstände, die sich in Deutschland selbst gegen das bloße Wort „Soziologie“ gewandt haben, zu überwinden.

Ein drittes negatives Moment liegt im Leben der deutschen Studentenschaft, aus der gewiß viele bedeutende, denkende Männer hervorgegangen sind, in der aber doch auch manches edle Reis geknickt wurde. Kaum zu entschuldigen sind ja so manche recht veraltete Bräuche, so die Trinksitten, zum großen Teil auch die Mensur mit ihrem Kulte der rohen Kraft. Es soll nicht verkannt werden, daß sich im jungen Menschen starke Kräfte regen, die nach Körperbewegung rufen. Auch der englische, auch der amerikanische Student fühlt gleichen Drang; aber er weiß denselben im Sport, in edlen sportlichen Wettkämpfen zwischen den Kameraden, zwischen den Jahrgängen, ja zwischen ganzen Hochschulen zu betätigen, ohne daß die Gefahr erwüchse, der Kult der Gewalt werde sich vom Mensurboden auf das politische, auf das internationale Leben verpflanzen. Der Sport, wie er ja nicht bloß vom jungen Manne, sondern auch vom weiblichen Studentenkörper der amerikanischen Hochschulen geübt wird, bildet die Kraft des Körpers in noch harmonischerer Weise aus und ist mit seinen strengen Regeln genau so wie die deutsche Mensur eine Schule der Ehrbegriffe, vermag sie also vollständig zu ersetzen.

Die Bewegung der Freistudentenschaft in Deutschland, welche den Geist freier Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte der Universitätsjugend im Anschluß an das moderne Leben fordert und den Idealen der „Korporationen“ entgegensetzt, ist darum wahrhaft zu begrüßen, und ihr Erfolg wird das deutsche Studentenleben dem in so vieler Beziehung vorbildlichen Leben der englischen und amerikanischen Hochschulen annähern.

Deutschland hat immer vor andern Reichen den großen Vorzug besessen, sich nicht in unangebrachtem Stolz gegen das Ausland abzuschließen, sondern das Vorzüglichste, das ihm, von wo immer, gereift entgegentrat, zur guten Stunde seiner eigenen Kultur einzuverleiben.

Es ist daher wohl keine zu weitgehende Hoffnung, zu glauben, daß Deutschland auch von den pädagogischen Reformen, wie sie bei seinen westlichen Nachbarn in den letzten Jahrzehnten durchgeführt wurden, lernen und in einem neuen, vorzüglichen Schulsysteme die reichen Kräfte seiner Jugend noch weiter ausbilden werde.



KORRESPONDENZEN

ÖKONOMISCHE ENTWICKLUNG

DR. I. BERTILLON, CHEF DES STATISTISCHEN AMTES
DER STADT PARIS: ERBSCHAFTSSTATISTIK.



Wenige Methoden statistischer Forschung sind so lehrreich, wie die Vergleichung der Erbschaften. Sie eröffnet neue Überblicke über den Reichtum der Völker, über die Art, wie dieser Reichtum erworben wird und über seine Verteilung unter den Menschen.

Für oberflächliche Beobachter wird das Wort „Erbschaftsstatistik“ vor allem die Vorstellung eines Notariatsbureaus hervorrufen, in dem sich schwarzgekleidete Trauergäste versammeln, um sich in den Nachlaß eines beweinten Toten zu teilen, oder auch — um denselben zu streiten. Aber man vergißt, daß die wesentliche Tätigkeit des Notars eben in der *exakten Aufstellung* des Nachlasses besteht, in der Aufdeckung aller Vermögenswerte des Erblassers, und da wir alle früher oder später vor seinem Richterstuhl kommen, so sind die Notare des Landes in der Lage, die Güter aller Landesbewohner festzustellen; ein Blick in diese Notariatsbureaus kann uns also lehren, ob das Land reich oder arm, ob sein Vermögen vor allem in beweglicher oder unbeweglicher Habe besteht, usw. usw.

Es ist überaus bedauerlich, daß einige der bedeutendsten Staaten der Erde, vor allem Deutschland, Rußland und Amerika eine solche Statistik nicht besitzen. Sie wird andererseits in Frankreich ausgezeichnet geführt und ist auch für England, Spanien und Österreich ziemlich zuverlässig.

In Frankreich finden wir, daß dreiviertel aller Männer und Frauen im Alter von 50 Jahren Eigentümer irgendwelchen Besitztums sind, das bei ihrem Tode einen Nachlaß bildet.

Gewiß ist dieses Gut oft sehr klein, aber seine Existenz hat eine bestimmte Bedeutung: sie beweist, daß der Besitzer sich nicht in drückender Notlage befand; denn wäre er in solcher gewesen, so hätte er naturgemäß sein Besitztum aufgezehrt.

Des ferneren reicht dieses Besitztum hin, um seinem Inhaber die typische *Eigentümerpsychologie* zu geben, die von der Psychologie des wahrhaft besitzlosen Proletariats durchaus verschieden ist.

Frankreich ist das einzige Land der Erde, das einen sehr hohen Prozentsatz von Besitzenden aufweist, und diese sozial, wie politisch und psychologisch überaus bedeutsame und lehrreiche Tatsache, die mehr als jede andere die Stabilität seines sozialen Zustandes verbürgt, wird durch die Erbschaftsstatistik erhärtet.

Die Statistik des Jahres 1906 zeigt uns in der Tat, daß im genannten Jahre in Frankreich 76 692 Personen im Alter von 50 bis 60 Jahren verstorben sind, von welchen 73 $\frac{1}{10}$ % ein Besitztum hinterlassen haben. Im gleichen Jahre starben 121 227 Personen zwischen 60 bis 70 Jahren, und

70 $\frac{1}{10}$ % derselben hinterließen ein Besitztum. Es starben ferner 233 475 Personen im Alter von über 70 Jahren und von diesen hinterließen 58 $\frac{1}{10}$ % ein Besitztum; das beweist, daß dreiviertel aller Franzosen, die im Alter von 50 bis 60 Jahren mit Tode abgehen, ein Besitztum hinterlassen; was aber hier für die Toten gilt, das gilt auch für die Lebenden: Es besitzen also dreiviertel aller Franzosen im Alter von 50 bis 60 Jahren ein Eigentum. Nach Erreichung des 70. Jahres wird die Proportion kleiner, offenbar, weil es Greise gibt, die ihre Ersparnisse wieder langsam aufzehren.

Interessant ist es auch, die Durchschnittshöhe dieser Erbteile zu vergleichen; wir finden, daß nur ein halbes Prozent der Gesamterbschaftssumme des Jahres 1908 auf Erbschaften unter 500 Fr. kommt; allerdings bilden diese noch immer trotzdem 29 % der Gesamtzahl der Erbschaften.

Wir sehen also, daß eine überaus große Anzahl von Erbschaften vorhanden ist. 26 % der Erbschaften betragen 500 bis 2000 Fr., und auf sie entfallen nur $\frac{25}{1000}$ der Gesamterbschaftssumme. Dieser Betrag ist, verglichen mit dem Gesamtvermögen des Landes, überaus klein. $\frac{102}{1000}$ des Gesamtvermögens entfallen bereits auf jene 26 % der Erbschaften, die zwischen den Klassen von 2000 bis 10 000 Fr. liegen, $\frac{186}{1000}$ auf jene, die im Prozent von 10 000 bis 50 000 stehen.

Bis hierher reicht der französische Mittelstand, bis hierher die großen Erbschaftszahlen, nur mehr 1,9 % der Erbschaften fallen in die Klassen zwischen 50 000 und 100 000 Franks, das sind nur $\frac{7}{1000}$ der Gesamterbschaftsmasse, welche auf diese Gruppe entfallen. Nur 0,6 % entfallen auf die Gruppe über eine Million — allerdings $\frac{332}{1000}$ der Erbschaftsmasse. Doch war im ganzen Jahre nicht eine einzige Erbschaft über 50 Millionen zu verzeichnen.

Wir sehen also klar, daß der große Block des französischen Nationalvermögens auf die mittleren Erbschaften bzw. Vermögen entfällt; daß die ganz großen Vermögen eine relativ kleinere Rolle als in England spielen, andererseits aber die Zahl, wenn auch nicht der Reichtum der ganz kleinen Eigentümer, wieder unverhältnismäßig größer als in anderen Ländern ist. Damit erklärt sich der auf Erhaltung und Vermehrung des kleinen Eigentums gerichtete Sparsinn der Franzosen. Darin begründet sich auch ihr freiwilliger Verzicht auf eine vielköpfige Kinderschar, um so das Ausgabenbudget zu beschränken und um jedem einzelnen Kinde ein entsprechend größeres Besitztum hinterlassen zu können.

So muß man wohl zugeben, daß die ebenmäßige Verteilung des französischen Reichtums eine große konservative Kraft und in gewissem Sinne ein großes Glück für das Land bedeute. Doch liegt in der Hemmung der Bevölkerungsmehrung und somit des Expansionstriebs des Landes auch wieder ein bedenkliches Moment für dessen fortschrittliche Entwicklung: ein überaus charakteristisches Moment für die Beurteilung des Segens oder Unsegens der Demokratie.



DR. HEINRICH PUDOR, LEIPZIG: VOLKSWIRTSCHAFT UND KUNSTGEWERBE.



UF ein in unfruchtbaren Theorien schwelgendes Zeitalter ist ein gesundes, das Beste der Theorie ins Leben umsetzendes Zeitalter gefolgt. Die Religion will nicht mehr als Sonntagsport und Festkleid, sondern als Statut des täglichen Lebens, die Kunst nicht mehr als Glasschrank- und Museumsport, sondern als Mittel der Verschönerung unseres Alltagsdaseins gelten, bei der Pflege der Wissenschaft wird mehr und mehr betont, daß sie den Zweck verfolgen müsse, dem menschlichen Leben zu dienen: bei der Medizin wird die klinische Praxis, bei der Philosophie auf der einen Seite die Ethik, auf der anderen Seite die Psychologie betont, die Naturwissenschaften werden mehr und mehr auf der Chemie aufgebaut, die selbst in engster Beziehung zum praktischen Leben steht. Jurisprudenz und Theologie aber haben von vornherein nur Bedeutung, wenn sie dem Leben dienen. Und am auffallendsten ist wohl der praktische Zug der modernen Wissenschaften in den technischen Hochschulen zutage getreten.

Es war vielleicht auf diese Richtung des ganzen Zeitalters der bedeutende Aufschwung von Einfluß, den das Seehandelsvolk England ausgeübt hatte: die merkantile Note, die dieses Volk im Konzert der Völker erklingen ließ, tönte überall wieder und wurde überall aufgenommen. Dazu kam, daß ein ganz und gar aus geschäftlichem Interesse aufgebaute Staat, der gleichsam die verkörperte Nüchternheit, das zum Staat erhobene Geld- und Handelsinteresse darstellte, nämlich Amerika, eine in der Weltgeschichte einzig dastehende wirtschaftlich aufsteigende Entwicklung nahm, die natürlich ebenfalls ihren Einfluß auf alle übrigen Völker nicht verfehlen konnte, zumal man die heute bestehende Leichtigkeit des Ideenaustausches und der gegenseitigen Berührung der Völker des Erdballes in Betracht zieht. Von diesen Wellen des Völkerlebens nun, von dem Streben — alles als „business“ zu behandeln — wurde naturgemäß auch die Kunst mit fortgezogen. Und man würde dabei fehlgehen, wenn man nur schädliche Folgen daraus ableiten wollte. Es mag zugegeben werden, daß sich auch schädliche Nebenerscheinungen bemerkbar machten, aber im allgemeinen ist diese Ernüchterung, diese Pflanzung der Kunst auf den grünen Baum des Lebens, der Entwicklung der ersteren nur heilsam gewesen. Infolge der Handelsflutwelle, welche von England und Amerika über Europa hereinbrach, wurde aus der Ausstellungskunst und Glasschrankkunst eine angewandte Kunst geboren. Noch nicht war man zwar so weit wie im alten Griechenland, daß man die gesamte Kunst auf der Architektur aufbaute. Aber die Kunst wurde gleichsam enttheoretisiert und zugleich wurde sie aus einem Idiom und einem Götzen zu einem Lebensmittel.

Dabei stieg natürlich der volkswirtschaftliche Wert der Kunst ins Ungemessene. An und für sich schon hat die Kunst eine große volkswirtschaftliche Bedeutung. Nicht nur ästhetisch ist die altgriechische Kunst ein Wertobjekt ohne gleichen, sondern ebenso volkswirtschaftlich. Ähnlich verhielt es sich mit der Kunst der Renaissance-Italiener. Wie viele Millionen fließen nicht jährlich in den Sockel des italienischen Volkes und Staates dank der Kunst der Renaissance *). In der italienischen Volkswirtschaft spielt geradezu die

*) Heute noch übertrifft der Export von Kunstgegenständen aus England nach Amerika den deutschen um das sechsfache, derjenige aus Frankreich um das fünfzehnfache.

Kunst eine Rolle, wie etwa das Schwein in Chicago, die Butter in Dänemark oder die Eier in Galizien. Man wird diese Vergleiche vielleicht nicht sehr geschmackvoll finden, aber sie treffen. Und um wie viel mehr muß nun nicht der volkswirtschaftliche Wert der Kunst steigen, wenn es sich um Kunsthandwerk, um angewandte Kunst, um die Kunst unserer Lebenswerkzeuge handelt. Nichts wirkt so vervielfältigend auf den Wert eines Materiales als die künstlerische Verarbeitung desselben. Was als Holz vom Stamme nur eine Mark wert ist, kann als Geige verarbeitet das fünfhundertfache wert sein. Quarz gehört zu den wohlfeilsten Mineralen; auch das aus Quarz gebildete Glas ist billig; aber Glas künstlerisch verarbeitet, wie Gallé und Tiffany es tun, steigert seinen Wert ins Tausendfache. Und so auf allen kunstgewerblichen Gebieten von der Schafwolle und dem Kunstteppich bis zur Tonerde und dem keramischen Kunstprodukt.

Das Beispiel der tausendfältigen Vervielfältigung des Stahlwertes in der Uhrfeder ist bekannt — dabei handelt es sich hier nur um technische, nicht um kunstgewerbliche Werte.

Aber aus alle dem folgt, von welcher hohen Bedeutung das Kunsthandwerk für die Nationalwirtschaft eines Volkes ist. Wenn es feststeht, daß die Kunst den Wert eines industriellen Gegenstandes um 100% steigern kann, so steht zugleich fest, daß ein Industriestaat seine Einnahmen um 100% steigern kann, wenn er seine Industrie zur Kunstindustrie, d. h. zum Kunstgewerbe entwickelt. Das reiche England könnte noch zehnmal reicher sein, wenn es statt der groben, in schlechtem Sinne fabrikmäßigen Industrie Kunstindustrie hätte. Und das sich zum Industriestaat auswachsende Deutschland kann zum reichsten Land der Erde werden, wenn es die Kunsttalente, die bei ihm auf den Bäumen wachsen, dazu benutzen kann, aus seiner Industrie — Kunstgewerbe zu machen.

Es gibt heute einige Länder, welche die Wahrheit dieser Sätze zu ahnen scheinen und schon jetzt darnach handeln, so z. B. Dänemark, Irland, Ungarn, Böhmen. Diese vier Länder sind sämtlich bestrebt, eine heimische Kunstindustrie emporwachsen zu lassen. Hierzu dienen die Fachschulen, die Webfachschulen, die Industrieschulen und die Hausindustrievereine. — Möge Deutschland auf der Hut sein, daß es nicht überholt wird, ehe es zu spät ist, nachzukommen.

* * *

Von dem Gesamtwert der Ausfuhr des Jahres 1909 fallen 11% auf land- und forstwirtschaftliche Erzeugnisse, 7,6% auf Erzeugnisse der landwirtschaftlichen Industrie, 7,8% auf mineralische und fossile Rohstoffe, 73,6% auf Halb- und Fertigfabrikate *).

-
- *) Hiervon: 17,9 % Textilindustrie und Konfektion,
 11,5 % Eisen und Eisenwaren,
 10,5 % Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse, Fahrzeuge,
 9,9 % Erzeugnisse der chemischen Industrie,
 5,9 % Leder- und Kürschnerwaren,
 4,7 % Metalle und Metallwaren,
 4,4 % Papier, Papierwaren, Bücher, Bilder,
 2,5 % Glas und Glaswaren,
 2,8 % Musikinstrumente, Spielzeug, Uhren, Feuerwaffen.

Hieraus erhellt aufs klarste die Richtung, die die deutsche Produktion heute schon genommen hat und weiter nehmen muß, möglichst komplizierte Fabrikate, also womöglich kunstgewerbliche Produkte zu exportieren.

Das deutsche Volk vermehrt sich jährlich um etwa 800 000 Menschen. Das bedeutet in 50 Jahren einen Zuwachs von 40 Millionen Menschen *). Die Frage ist nicht nur die, wie diese Menschenmassen ernährt werden sollen, sondern vor allem, wie sie beschäftigt werden sollen, denn sie können nur dann gut ernährt werden, wenn sie richtig beschäftigt werden. Daß diese Beschäftigung aber nur eine wesentlich industrielle sein kann, liegt auf der Hand, denn ähnlich wie der Landwirtschaftsbetrieb für sich immer mehr sich industrialisiert, wird ganz Deutschland immer mehr zu einem Industriestaate **). Gerade weil aber dieser deutsche Industriestaat so viele Menschen produziert, kommt es für ihn darauf an, die Rohstoffe zu möglichst komplizierten Fertigfabrikaten zu verarbeiten, derart, daß er Rohstoffe importiert und Fertigfabrikate produziert und exportiert ***).

Je mehr es nun gelingt, den Wert dieser Fertigfabrikate zu erhöhen, desto höher steigt nicht nur der Wert des Exportes, sondern auch der Wert der Arbeit, die in sie hineingesteckt wird, und der Gewinn, der aus den Rohprodukten herausgeholt wird. Desto lukrativer wird also die Arbeit, und desto besser ernährt können die Menschenmassen werden.

Der Wert der Fertigfabrikate wird aber ein desto größerer, je mehr Kunst in sie hineingearbeitet wird. Denn die Kunst ist es, welche den Wert eines Materiales am vielfachsten steigert und die Arbeit am höchsten bezahlt. Der französische Goldschmied Lalique bringt es fertig, aus billigem Horn ein künstlerisches Geschmeide herzustellen, das den Wert des verwendeten Rohmateriales um das Viehhundertfache übertrifft. Und dasselbe tut der steyrische Künstler Blümelhuber mit dem Stahl. Wenn die deutsche Industrie dagegen die Eisenerze, die sie importiert, in Gestalt von Roheisen und Halbfabrikaten exportiert, kann der Gewinn nicht bedeutend sein.

Die Frage der bestmöglichen Ernährung der wachsenden Menschenmassen spitzt sich also daraufhin zu, ihre Industrie mehr und mehr zu veredeln und die rein gewerbliche Industrie zu einer Kunstindustrie

*) Im Jahre 1908 um 855 000 Menschen = 1,46 %. Dagegen vermehrt sich die Bevölkerung der U.S.A. um 1,89 %, Rußlands um 1,37 %, Englands um 0,90 %, Frankreichs um 0,15 %. Darnach wird in fünfzig Jahren Rußland etwa 200 Mill. Einwohner haben, Deutschland ein wenig mehr als die Hälfte, während die Bevölkerung der U.S.A. die Mitte zwischen beiden halten wird. Englands Bevölkerung wird alsdann, reichlich gerechnet, nur 65 Mill. zählen und Frankreichs nur etwa 42 Mill. Die germanische Bevölkerung der Erde (Deutschland, U.S.A., Skandinavien, Holland, England) wird alsdann die doppelte der slawischen sein, während die romanische kaum mehr in Betracht kommt. Heute schon haben die drei germanischen Völker fast 40 % des Außenhandels in ihren Händen, während Rußland in dieser Beziehung nicht mitzählt. (Der Anteil der Länder am Gesamtaußenhandel der Erde in Prozenten ergab 1906 für Großbritannien 17,4, für Deutschland 12,4, für die U.S.A. 10, für Frankreich 8,9.)

**) Im Jahre 1907 zählte Deutschland 61 720 529 Seelen. Davon gehörten Industrie, Handel und Verkehr 34 664 776, der Landwirtschaft dagegen nur 17 681 176 an.

***)) Der deutsche Import ist von 1882 bis 1907 von 15,3 auf 67 Mill. T. und von 3135 Mill. Mk. auf 9003 Mill. Mk. angewachsen (187 %). Der Hauptanteil und zwar fast die Hälfte fällt dabei auf Rohstoff für Industriezwecke (1907 4435 Mill. Mk.). Der deutsche Export ist von 1882 bis 1907 von 17,2 auf 46 Mill. T. und von 3280 auf 7101 Mill. Mk. angewachsen (116 %). Der Hauptanteil und zwar weit über die Hälfte fällt dabei auf die Fertigindustrie (1907 4809 Mill. Mk.).

zu machen. Also auf eine Qualitätssteigerung der Industrie kommt es an. Ist das deutsche Volk dazu befähigt? Hat das deutsche Volk genügendes künstlerisches Begabungsmaterial, um auf dem Weltmarkt kunstindustriell eine erste Stellung erringen zu können? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es heute an. Es handelt sich heute nicht allein um rein industrielle Probleme, wie die bestmögliche Ausnutzung der rheinischen Kohlenbezirke, sondern um die Frage ob z. B. die Solinger Stahlwarenindustrie auf ein so hohes Niveau gehoben werden kann daß ihre Erzeugnisse künstlerische Werte darstellen. Und ähnlich bei der Pforzheimer Bijouterie, der Thüringer Porzellan- und Schlesischen Glasindustrie, der Krefelder Seiden- und Voigtländer Textilindustrie, der Stuttgarter und Berliner Möbelindustrie, der Offenbacher Lederindustrie, der Leipziger graphischen Industrie usw.

Wenn wir nach diesen Richtungen, Solidität in Material und Arbeit und Gebrauchsfähigkeit, unsere industriellen Erzeugnisse ausgestalten, werden wir uns eine Kunstindustrie schaffen, welche auf dem Weltmarkt die erste Stelle einnehmen, welche unsere Exportwerte vervielfachen und unserem Menschenmaterial zu einer besseren Ernährung verhelfen wird.

Also auf eine, möglichst die Tugenden deutschen Wesens in die Front und die Kehrseiten deutschen Wesens in den Schatten stellende Industrie kommt es an. In den Leistungen deutsche Solidität und Ehrlichkeit verkörpernd. Nicht nur äußerlich glänzend, keine bloße Schaufensterkultur, keine bloße Konfektion und Mache, sondern etwas Ganzes, innen und außen gleich Gutes, etwas durch und durch Gutes — solid und ehrlich bis in die Fingertüpfelchen. In diesem Sinne muß „made in Germany“, dieses abscheuliche Wort, mit dem man uns in Philadelphia und Chicago verspottet hat, noch einmal zum Ehrentitel deutscher Industrie werden. In Deutschland gemacht — folglich gut, vertrauenswürdig, solid, kein Schund: so muß es dann heißen. Und aus der Tiefe deutschen Geistes und Gemütes, wie sie in der deutschen Renaissance der Wissenschaft und in der Kunst des Mittelalters und der Renaissancezeit so unverwelkliche Blüten trieb, müssen wir auch in Industrie und Gewerbe die Schätze herausholen: das Charakterbild eines Bach oder Dürer muß auch der deutschen Industrie zum Ehrenschild werden — dann wird der internationale Markt uns offen stehen.



POLITISCHE ENTWICKLUNG

ERICH LILIENTHAL, BERLIN: DEUTSCHLANDS FEINDE, EIN WORT IN SACHEN DÄNEMARKS.



DEUTSCHLAND hat mehr Feinde als irgendein anderer Staat. Vielleicht nicht mehr Feinde, als es ertragen kann, aber vielleicht mehr Feinde, als der Lage der Verhältnisse nach nötig wären. Die deutschen Erfolge, denen man so oft die allgemeine deutsche Ungeliebtheit in die Schuhe schieben will, waren — in der äußeren Politik wenigstens — in den letzten Jahrzehnten nicht so berauschend, und in der wirtschaftlichen Entwicklung sind England, Frankreich, Italien und Amerika, um nur die Hauptländer aufzuzählen, ebenfalls so riesenhaft vorgeschritten, daß sie uns um die Nuance mehr oder weniger Erfolg nicht so intensiv zu beneiden brauchten, wie sie es angeblich tun sollen. Aber jeder Deutsche, der nicht gerade nach der häufig geübten Manier, wenn er die Grenze überschreitet, einen unsichtbaren Spiegel vor sich aufstellt, in dem er nur immer sich selber sieht, wird die wachsende Antipathie des gesamten Auslandes gegen Deutschland bestätigen.

Die Feststellungen, die über diese doch recht bemerkenswerte Tatsache in den letzten Jahren erfolgten und immer von neuem für nötig gehalten werden, sind denn auch Legion, ebenso wie die Gründe, die für diese Erscheinung angegeben werden. Auch Mittel, um uns Deutsche bei unseren Grenznachbarn geliebt und angenehm zu machen, wurden je nach der seelischen Konstitution der betrübten Beobachter in ganzen Reihen vorgeschlagen. Man rang sich sogar das Bekenntnis ab, mit der prinzipiellen Ablegung der Jägerhemden einverstanden zu sein, und erklärte — immer nach Meinung der Beobachter —, daß selbst eine Verbannung der Lodenhüte mit der Spielhahnfeder aus dem ganzen Umkreise des Forum romanum nicht unbedingt ein völliges Aufgeben unserer völkischen Eigenart bedeuten würde. Leute aus andern Lagern wiederum sehen in einer äußerlichen Anglisierung das letzte und durchschlagendste Heilmittel. Viele, und namentlich die, die über die Kraftmittel der Staatsgewalt verfügen — mit dem deutschen Kaiser an ihrer Spitze — konstatieren einfach die Tatsache, sehen die gegen Deutschland brandende Flut, werfen sich stolz in die Brust und sagen nach guter bismärckischer Tradition: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Das ist richtig, denn wir haben wirklich nicht nötig, uns zu fürchten, vor nichts und niemandem. Diese heldische Geste hat sogar in ihrer ursprünglichen Reckenhaftigkeit etwas artistisch Schönes und das nationale Selbstbewußtsein Befriedigendes. Aber trotz alledem wäre Deutschland stärker, wenn es nicht ununterbrochen gezwungen wäre, auf seine „schimmernde Wehr“ die Nachbarvölker hinzuweisen, denn Eisen schützt zwar, aber es zieht auch den Blitz an.

Das Deutsche Reich ist stark genug, um die Antipathie einer Welt zu tragen. Deutschland ist auch im Kerne so gesund, trotz alles inneren Haderns und Streitens, und seiner Zukunft auch so sicher, daß von dieser Stimmung der Kulturvölker keine dauernde Schädigung des deutschen Aufstieges zu befürchten ist. Was aber wohl zu erwarten und teilweise auch schon eingetreten ist, sind ernsthafte Hemmungen und Störungen, sind Rückschläge in

unserer kulturellen Entwicklung, die unser eben erst aufblühendes soziales Leben am gedeihlichen Wachsen verhindern.

Unsere berühmte schimmernde Wehr, deren Träger wie Arguswächter unser Tagewerk decken und die dem Lande den Frieden sichern muß, sie ist wohl auch schön als ein Ausdruck von Macht und von Kraft. Sie ist großartig als riesiges Werkzeug von nie dagewesener Vollendung. Und man mag den Monarchen verstehen, den das Gefühl überwältigt, als oberster Kriegsherr dieses Heerbannes zu gelten. Aber diese Rüstung ist teuer erkauft, viel zu teuer; unzähliges Blühen im Garten unserer Kultur wird dadurch verhindert, der harte Stahl erstickt vieles, was werden könnte, und man braucht kein Antimilitarist zu sein, um den Wegen zu einer Erleichterung der Militärlasten nachzuspüren.

Es gibt notwendige Feinde. Nebenbuhler, wie jeder Mensch und jedes Volk sie hat, mit denen man sich auseinandersetzen muß, die man besiegt und aus dem Wege räumt, will man selbst gedeihen. Es gibt auch Feinde, mit denen man keine Kompromisse schließen kann. Und an diese Feinde soll man stets denken, auch wenn man nicht täglich seine Wachsamkeit in alle Winde hinausschreit, so daß alle es hören. Diese Feinde muß der Kaiser meinen, wenn er auffordert, den Säbel scharf und das Pulver trocken zu halten. Aber kann Dänemark zu diesen Feinden Deutschlands gehören? Müssen wir gegen das kleine Dänemark unsern Säbel scharf und unser Pulver trocken halten? Ist das ein Feind, mit dem sich keine Kompromisse schließen lassen?

Vor bald 50 Jahren haben wir mit den Dänen einen Krieg gehabt. Einen harten Krieg für Dänemark, aber einen notwendigen Kampf für Deutschlands Existenz. Es gibt auch heute selbst in Dänemark Männer genug, die die historische Nötigung zu diesem Kriege für Deutschland einsehen und die auch resigniert begreifen gelernt haben, daß damals in den sechziger Jahren alles so kam, wie es kommen mußte und wie es letzten Endes historisch gerecht war. Aber ein halbes Jahrhundert ist eine lange Frist, und in der heutigen dänischen Jugend lebt an den blutigen Waffengang nur eine schwache Erinnerung nach. Im nationalen Selbstgefühl ist wohl eine tiefe Wunde geblieben, aber sie könnte verharschen, könnte heilen, denn die Dänen sind keine Franzosen, sind eine weiche, verträumte Nation. Die Gloire im französischen Heugabelsinne von Krieg und Revanche liegt ihnen nicht besonders. Sie sind keine Krieger, sie sind nur Patrioten. Sie lieben ihr Land, ihre gemütliche Heimkultur und vor allem ihre Sprache. Ihre Sprache, die sie im Volkslied und der feinsten artistischen Literatur, der ganz Europa neue literarische Offenbarungen zu danken hat, zu großer Höhe entwickelt haben. Politisch ist das Volk freiheitlich und zu einem zahmen Radikalismus geneigt. Man will sein eigenes Leben haben und sieht die große Politik, die Politik der Millionenstaaten als ein gefährliches Etwas an, das doch einmal wieder über kurz oder lang wie ein Verhängnis über das dänische Land hereinbrechen kann.

Zweimal in einem Jahrhundert hat Dänemark die Faust der Großmächte gespürt. Aber das englische Bombardement Kopenhagens, das den Ausichten des kleinen Landes, am Welthandel mit teilzunehmen und goldene Schätze miternten zu dürfen, ein jähes Ende bereitete, ist längst vergessen, trotzdem die Gefahr eines Bombardements Kopenhagens durch die englische Flotte im Fall eines großen europäischen Krieges nicht weniger aktuell ist als vor hundert Jahren. Und obgleich alle in Dänemark das wissen und fürchten, ist keine Nation auf den Inseln und in Jütland so beliebt und an-

gesehen als die englische. Man sieht ganz gegen jede historische Wahrscheinlichkeit in den Engländern den natürlichen Schutz gegen eine Vergewaltigung durch Deutschland, eine Vergewaltigung, die man immer von neuem befürchtet und die den Dänen im Deutschen den Erbfeind erblicken läßt.

Das ist unnatürlich und steht im Gegensatze zu der Rassensympathie und all den zahllosen kulturellen und wirtschaftlichen Banden, die Deutsche und Dänen verknüpfen. In der ganzen deutschen gebildeten Welt herrscht eine ausgesprochene Sympathie für das dänische Wesen. Dieses kleine, durchkultivierte Volk hat uns wirkliche geistige Schätze gespendet, und zum Danke haben wir ihren Gelehrten und Künstlern in unseren Theatern, in unseren Bibliotheken und in unserer Gesellschaft eine Heimatsberechtigung geschaffen, wie sie es sonst nirgends in der Welt gefunden haben. Und unser Handel, der überallhin seine Wege findet, nach Dänemark hat er auch gefunden. Das made in Germany ist auch in Kopenhagen, in Aalborg, in Aarhus und in Esbjerg genügend bekannt. Und der Däne kommt auch in der jüngsten Zeit gern nach der deutschen Hauptstadt und wird dort gut aufgenommen und findet überall Eingang und Zutritt. Nirgends stößt er auf Feindschaft, nirgends auf Haß. Ist doch sogar in jüngster Zeit prozentual zur Bevölkerungsziffer der dänische Fremdenverkehr der größte gewesen. Und doch leben wir in bitterer Feindschaft mit Dänemark, wenigstens oben im Zipfel des Deutschen Reiches, der an das Land des vem pønten Danebrog grenzt, der unschuldigen malerischen roten Fahne mit der weißen Kreuze, die einmal für die Dänen besonders vom Himmel gefallen ist und die sie lieben und überall wehen lassen, wo zwei Dänen zusammen sind. Die ersten paar Dutzend Kilometer von der Grenze an sind die Dänen suspekt, ist die dänische Sprache mit ihren breiten Lauten eine Art Rotwelsch von Nihilisten, Anarchisten und ähnlichen Weltverbesserern. Und alles das, weil hunderttausend Dänen an Deutschlands Grenze wohnen, die ihr Dänisch nicht auf ein Polizeikommando hin vergessen können. Haben die Beamten da unten denn so wenig psychologisches Gefühl, so wenig Verständnis für die Nachbarnation, daß sie nicht erkennen, daß diese Dänen sich unmöglich zu Reichsfeinden entwickeln können wie die Polen, daß sie keine Stammfremden, sondern nahe Verwandte sind? Daß es Menschen sind, die ohne tiefgehende seelische Veränderungen Deutsche werden könnten, wenn man sie nur ihr Dänisch dabei behalten ließ? Diese Leute da unten braucht man wirklich nicht erst zu germanisieren, die sind im allgemeinen viel germanischer als ihre Oberwächter. Man soll sie in Ruhe lassen und Dänisch sprechen, so viel sie Lust haben und mit wem sie sich verständigen können. Denn weit ins Land kommen sie mit ihrem Dänisch doch nicht. Im übrigen überlasse man das Weitere nur ruhig dem ökonomischen Übergewicht Hamburgs über Kopenhagen. Man kann sicher sein, daß die deutschen Dänen dann in ein paar Jahren wirtschaftlich aufgesaugt sind, und das bißchen Dänisch, das dann noch übrig ist, würde dann nichts als eine interessante Sprachinsel sein, die im Interesse preußischer Philologen von Staats wegen durchforscht und erhalten werden würde. Sind die Deutschen als Nation denn noch nicht weiter gekommen, als daß aus dieser quantité négligeable dieses Dänenhäufleins die lächerliche Gefahr einer Danisierung der deutschen Nordmark erwachsen könnte? Man sollte, wenn alle Stricke reißen, ein paar hundert unserer schleswiger Verwaltungsbeamten ein paar Jahre in Kopenhagen internieren und sie dann mit Liebe und Sympathie und vor allem mit Kenntnissen des dänischen Charakters und der dänischen Sprache angefüllt auf

unsere Dänen in der Nordmark loslassen. Man könnte sicher sein, daß unter dem milderen Regimente dieser dann etwas danisierten Borussen sehr bald eine Art deutsch-dänischer Patriotismus sich entwickeln würde. Selbst die Möglichkeit eines dänischen „Heil dir im Siegerkranz“ wäre dann bei den sangesfrohen Dänen nicht von vornherein von der Hand zu weisen.

Aber was soll dieses merkwürdige Treiben in der deutschen Nordmark eigentlich bedeuten? Wer zeichnet eigentlich verantwortlich für diese psychologisch durch und durch verfehlte und den deutschen Namen nur schädigende Politik? Wer zersplittert das deutsche Ansehen durch alle diese kleinen Repressalien? Weiß denn niemand von den regierenden Herren, wie die in der Diaspora lebenden, gegen Deutschland erbitterten Dänen überall in der Welt den Haß gegen den deutschen Namen schüren? Weiß denn niemand, daß ein animos gesinntes Dänemark eine Lücke in die deutschen Flanken schlägt, während ein wohlwollend neutrales Dänemark nicht zu verachtende Vorteile bieten kann? Diese Nörgeleien mit den dänischen Deutschen, die ein ganzes Land mit unnützen Feinden gegen Deutschland mobil machen, müssen ein Ende haben. Die Deutschen wollen keine Feindschaft mit Dänemark. Die Beamten in der Nordmark müssen das begreifen. Die deutsche Dänenpolitik muß sofort und radikal geändert werden, selbst auf die Gefahr hin, daß in einem gewissen Ressort sämtliche Akta unverständlich werden. Aber selbst auf diese Gefahr hin muß ein neues Register begonnen werden.

Denn wirklich, wenn die Nordmarkpolitik in der bisherigen Manier beibehalten wird, reißt jedes schikanierte dänische Dienstmädchen eine neue Lücke in unsere Rüstung.



CHRONIK

DER Kaiser und der Weltfrieden*): Unendlich viel ist bereits über den Deutschen Kaiser geschrieben worden, der erst unlängst wieder durch seine Königsberger Reden die allgemeinste Aufmerksamkeit herausforderte; es fehlte jedoch bisher eine zusammenhängende, bis in die Neuzeit reichende Darstellung seiner Beziehungen zum Weltfrieden, mit dem Kaiser Wilhelm doch am meisten in Verbindung gebracht wird, und dessen „Aufrechterhaltung“ er in zahlreichen

Reden gelobt hat. Hätte er Kriege geführt — unsere Bibliotheken wären überfüllt mit Schilderungen seiner Taten. Da er aber nur Frieden, nichts als Frieden, aufzuweisen hat in jahrzehntelangem Wirken, so fand man es nicht der Mühe wert, seine Friedenstaten zu beleuchten. Diesem Manko versucht nun das vorliegende Büchlein von 194 Oktavseiten abzuhelpen, im Hinblick auf das von Carnegie 1907 gesprochene Wort: „Wenden wir unsere Augen nicht von diesem möglicherweise vom Schicksal auserkorenen Manne, und hoffen wir, daß seine wahre Mission (die Abschaffung des Krieges!) ihm offenbart werde. Eine höhere hat

*) Der Kaiser und der Weltfrieden von Alfred H. Fried; Berlin 1910, Maritima, Verlagsgesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 134 A.

kein Mensch jemals gehabt.“ — Ihre Entstehung verdankt meine Schrift einer erregten Debatte, die sich über eine angebliche Äußerung des Kaisers während der Londoner Beisetzungsfeierlichkeiten für König Eduard in der Zeitungswelt erhob. Damals soll nämlich Kaiser Wilhelm zu dem französischen Minister des Auswärtigen Pichon von seiner „Lieblingstheorie“ gesprochen haben: Die Völker Europas müßten im Interesse der Menschlichkeit und Zivilisation miteinander einig bleiben, sich gegenseitig unterstützen und einen großen friedlichen Staatenbund bilden. Ich wollte zunächst durch eine Zusammenstellung von Worten und Handlungen des Kaisers nachweisen, daß ihm der Gedanke eines europäischen Zusammenschlusses nicht so fern liegt, wie viele in ihrer Verblendung glauben machen wollen, denn natürlich versuchte man auch von offiziöser Seite alsbald, jenes Kaiserwort, wenn auch in ungeschickter Form, zu dementieren. Ich wollte sodann den Begriff der Friedensfestigung etwas näher definieren und damit dem Problem des „Friedensbundes“ jene Schrecken nehmen, die es für viele heute noch zu haben scheint. Ich wollte schließlich zeigen, wie der Geist der Zeit auf den Kaiser gewirkt hat und wie sich seine Anschauungen über die großen Probleme des Rechtsfriedens im Laufe der Jahre immer mehr entwickelt haben. Gerade jetzt nach seiner Königsberger Rede, worin der Kaiser wiederum ausdrücklich seine mystisch-religiöse Idee vom Gottesgnadentum bekannte und sich gegen jede Art von Rüstungsverminderung aussprach, dürfte es interessieren, diesen für das Schicksal ganz Europas so maßgebenden Herrscher in seiner Stellungnahme zur Friedensidee, in seinen Absichten zur Förderung einer Staatenvergesellschaftung, zu zeigen

und, soweit es nach den ans Tageslicht gelangten Anzeichen möglich ist, der Welt darzutun, wie sich der anfänglich so benannte „War-Lord“ zum „Peacemaker“ entwickelte. Ein Buch der Hoffnung soll es sein, und nur als solches möge es gelten.

Alfred H. Fried.



Die verflossene Legislaturperiode des japanischen Parlaments ist sehr charakteristisch für die Entwicklung der Machtverhältnisse im führenden Staate Ostasiens. Zwei Gesetze vor allem hatte die Regierung eingebracht: ein Arbeiterschutzgesetz und ein Gesetz, welches das Publikum gegen Übervorteilung von seiten d. Elektrizitätsgesellschaften schützen sollte. Beide Gesetze wurden von der parlamentarischen Mehrheit, in der sich kapitalistische Einflüsse mit immer ausschlaggebenderer Kraft kundgeben, verworfen. Ganz besonders zu bedauern ist diese Verwerfung in bezug auf die erstere Maßregel, da Japan mit seiner vorwiegenden Frauen- und Kinderarbeit, seiner nach wie vor schrankenlosen Ausbeutung der Hilflosesten, schweren Gefahren für die Zukunft seiner eigenen Rasse entgegenseht.

Andererseits beschloß das Parlament ein fortschrittliches, allerdings in keiner Weise dem kapitalistischen Interesse entgegengesetztes Gesetz; es hob nämlich das Verbot des Landerwerbs von Ausländern auf und erleichterte dadurch die Erschließung und die Teilnahme fremder Kapitalisten an der Hebung japanischer Bodenprodukte.

Immerhin verfügt das Gesetz, daß nur die Bürger solcher Staaten, die ihrerseits den Japanern gleiche Berechtigungen zum Landerwerb geben, an den Vorteilen des neuen Gesetzes Anteil haben sollen, sowie ferner, daß der Landerwerb auf den

Inseln Hokkaido, Formosa und Sachalin den Fremden nach wie vor verboten sei.

Japanikus (I. B., Tokio).



Das Milizsystem in den englischen Kolonien: In Australien und Neuseeland und in gewissem Grade auch in Kanada besteht bekanntlich seit längerem ein ausgebildetes Milizsystem, welches der Landesverteidigung dient und darüber hinaus alle jene Funktionen, die in Europa den stehenden Armeen zukommen, auszuüben hat.

Während aber in Kanada mit seinen heterogenen Volksbestandteilen, seinem noch wenig ausgebildeten kanadischen und noch laxerem britischen Patriotismus wenig Aufmerksamkeit auf militärische Fragen verwandt wird, ist dies in Australien und Neuseeland durchaus anders. Beide Länder haben längst eine nationale und soziale Individualität gewonnen, die sie gegen jedermann zu verteidigen entschlossen sind. Die Idee, freiwilligen Militärdienstes konnte so auch in der Praxis ihre Früchte tragen.

Während in Australien die derzeit an der Regierung befindliche sozialistische Arbeiterpartei den Übergang von der rein freiwilligen militärischen Dienstleistung zu allgemeinen militärischen Übungen, die nicht durch staatliche Zwangsgewalt, wohl aber durch Androhung gewisser moralischer und bürgerlicher Nachteile für Säumige wirklich obligatorisch gemacht werden sollen, ins Auge gefaßt hat, sucht Neuseeland sein bisheriges System, das vor allem auf militärischer Ausbildung der Jugend im Anschluß an die Schule aufgebaut ist, weiter fortzubilden. Die Neuseeländer Regierung hat zu diesem Zweck den englischen Feldmarschall Kitchener nach Neuseeland berufen

und geht nun auf Grund seiner Vorschläge daran, das neue Militärsystem zu organisieren.

Schon ein Gesetzentwurf des Vorjahres bestimmte, daß alle Knaben in den Schulen und alle jungen Männer bis zum 21. Jahre zu regelmäßigen Turn- und Schießübungen zusammengezogen werden sollen, wodurch eine geschulte Streitmacht von 20 000 Mann geschaffen werden wird. Im Sinn der Vorschläge von Lord Kitchener soll diese Armee von 2337 Offizieren befehligt werden und die Altersgrenze für regelmäßige, wenn auch nur ganz kurzfristige Übungen soll bis zum 25. Jahre ausgedehnt werden. 25 000 junge Leute zwischen 19 und 25 Jahren kommen damit für aktiven Militärdienst in Frage, außer 38 000 Knaben zwischen 14 und 18 und 19 000 Knaben, welche die militärischen Anfangsgründe erlernen (zwischen 12 und 14 Jahren). Allerdings soll nur für die jungen Leute bis 21 Jahren die militärische Übung eine allgemeine sein, während von den jungen Leuten zwischen 21 und 25 Jahren nur jener Teil, der zur Erreichung der Ziffer von 20 000 notwendig ist, tatsächlich einberufen werden soll. Die Gesamtkosten des neuen Systems werden auf 8 Millionen Mark pro Jahr gegenüber 3 600 000, welche bisher alljährlich für Militärzwecke ausgegeben wurden, berechnet.

Fassen wir die Grundgedanken des Systems zusammen, so sehen wir, daß es auf der militärischen Jugend-erziehung beruht und an dieselbe den Schweizer Gedanken obligatorischer, doch kurzfristiger militärischer Übungen zum Zwecke der Weiterbildung der in der Knabenzeit halb spielend erworbenen militärischen Kenntnisse anfügt.

Ungleich Kanada sollen die militärischen Leistungen nicht mehr ausschließlich dem freiwilligen Entschluß überlassen bleiben, wodurch also in

gewissem Grade der festländische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht adoptiert wird, der auch in der Heranbildung von Berufsoffizieren gegenüber den Bürgeroffizieren der anderen englischen Kolonien zum Ausdruck kommt. Im ganzen genommen: eine Mittelform zwischen dem europäischen Militärsystem und dem Milizsystem, die Beachtung nicht nur von links von seiten der auf absolutem Freiwilligen-Dienst beruhenden englischen Länder (der naturgemäß zu seiner Ergänzung eine aus bezahlten Söldnern bestehende Berufarmee benötigt), sondern auch

von rechts, von seiten der europäischen Militärstaaten, verdienen würde; denn das neuseeländische System scheint, wenn wir seine Festlegung durch eine so hohe militärische Kapazität, wie Lord Kitchener, ins Auge fassen, militärische Tüchtigkeit zu verbürgen und damit die Notwendigkeit einer ergänzenden Armee von Berufssoldaten anzuschließen; andererseits bietet es gegenüber den europäischen Systemen allgemeiner Wehrpflicht größere demokratische Garantien und den Vorzug weit geringerer Kosten.

ARBEITERBEWEGUNG

BORIS TORGACHEFF: DER DERZEITIGE STAND DER RUSSISCHEN GENOSSENSCHAFTSBEWEGUNG.

DER Genossenschaftsgedanke ist in gewissem Grade stets latent in der russischen Arbeiterschaft gewesen. Die neue Periode relativer ökonomischer Freiheit, die vor fünf Jahren für Rußland angebrochen ist, ließ darum viele moderne Genossenschaften erwachsen. Schon vorher, in den 90 er Jahren, hatten sich mehrere Konsumvereine entwickelt, hatte vor allem die Regierung selbst unter ihren Angestellten solche ins Leben gerufen, hatten gewisse Großunternehmer eine Art der Warenversorgung für ihre Angestellten geschaffen, halb Genossenschaften, halb Annexe des Fabrikbetriebes, die durch ihre Billigkeit — vielleicht war dies der Grundgedanke — ein Tiefhalten der Löhne rechtfertigen konnte... Eben diese von den Fabrikherren geschaffenen Unternehmungen wurden dann von der Arbeiterschaft scharf angegriffen, und vielfach sahen sich die Unternehmer gezwungen, den Arbeitern und Beamten, die die Träger und Konsumenten jener Pseudogenossenschaften waren, einen größeren Spielraum auch in der Verwaltung selbst einzuräumen, so daß auf dieser Basis sich zum Teil wirklich moderne Genossenschaften entwickelten.

Seit dem Jahre 1905 entstanden in Rußland moderne Genossenschaften nach dem Prinzip der englischen Labour Co-partnership, Produktiv-Genossenschaften, an deren Gewinnen alle, Leiter wie Arbeiter, in gleicher Weise beteiligt sind; ebenso auch moderne Konsumvereine nach englischem und deutschem Muster. Diese letzteren, 1466 an der Zahl, haben derzeit 450 000

Mitglieder; ihr Kapital beläuft sich auf 21 Millionen Mark; ihre Gewinne sind überaus bedeutend und betrugen im Jahre 1908 über 7 Millionen Mark, d. i. ein volles Drittel des Kapitals.

Solcher Konsumvereine gab es im Jahre 1897 307, 1903 824, 1904 951, 1908 1446. Die Zunahme war eine rapide.

Besonders günstig war die Entwicklung dieser Konsumvereine in den russischen Dörfern. Im Jahre 1900 zählte man 133 auf dem Lande, im Jahre 1904 380, im Jahre 1908 822. Die Erklärung hierfür liegt wohl in der russischen Bauernpsychologie, die zum Kommunismus neigt und durch die traditionelle russische Gemeinschaftsproduktion auf die neuen Verbände vorbereitet war.

Alle die Vereine, welche auf wahrhaft volkstümlicher Basis stehen, haben sich in eine Union der Konsumvereine zusammengeschlossen, deren Sekretariat sich in Moskau befindet und die im Jahre 1907 240 Gesellschaften zählte, welche an die Zentraleitung 20 000 Mark Beiträge zahlten.

Die Genossenschaftsbewegung hat für die russische Arbeiterbewegung auch deshalb ein besonderes Interesse, weil sie allein von der Regierung, welche die Gewerkschafts- und politische Arbeiterbewegung verfolgt, geduldet wird und dürfte so als einziges Bollwerk proletarischer Organisation in die Zukunft hinüberreichen. Gerade darum schließen sich ihr auch viele Elemente an, welche nicht sowohl das praktische Ziel der billigen Versorgung mit Lebensmitteln, sondern eben die lebendige Wirksamkeit proletarischer Zentren unterstützen wollen: Die Genossenschaften werden zu den Sammelpunkten der proletarischen Intelligenz.

Nicht etwa daß die russischen Genossenschaften nach belgischer Art wirklich sozialistisch gerichtet wären. Wäre dem so, so würden sie von der Regierung ebenso wie die proletarischen Schwesterorganisationen verfolgt und vernichtet werden; aber wenn nicht der Buchstabe ihrer Satzungen und ihrer Handlungen, ja vielleicht nicht einmal der bewußte Gedanke der Führer, so ist doch der Geist, der sie durchdringt, ein proletarischer, fortschrittlicher, sozialistischer, und ihr Werk ist so nicht bloß ein ökonomisches, sondern auch ein Aufklärungswerk der russischen Arbeiterschaft, die in ihnen sich der eigenen Organisationsmöglichkeiten bewußt wird.

MORALISCHE & RECHTS- ENTWICKLUNG CHRONIK

KULTUR und Jagd *): Der Verfasser geht aus von der Ansicht, daß die mittelalterlich - feudal - aristokratischen

Einflüsse des Grundadels und der mittelalterlichen Kirche zurückgedrängt werden müssen, wenn das deutsche Volk die gleichberechtigte und geachtete Stellung, welche es neben anderen, zum Teil älteren Kulturvölkern in so kurzer Zeit er-

*) Kultur und Jagd. Berlin, Georg Reimer. 2 Bde. Brosch. 16 Mk., geb. 19 Mk.

rungen hat, auf die Dauer auch behaupten und befestigen will, und zwar nicht nur durch das kalte, bläuliche Leuchten des Schwertes, sondern auch durch das wärmende Gefühl des Vertrauens und der Freundschaft, das alle Völker in gemeinschaftlicher Arbeit zu vereinigen beginnt, welche dem hohen Ziele der Veredlung und Vergeistigung des Menschentums in aufrichtiger Gesinnung zustreben. Der aus Krieg, Gewalt und Unrecht hervorgegangene Grundadel des Mittelalters ist im Laufe der Geschichte von dem aufstrebenden Bürgertum der überlebten Vorrechte so weit entkleidet worden, daß er heute eigentlich nur noch mit dem Vorzug eines längeren Namens glänzen kann, abgesehen allerdings von den geschichtlichen Beziehungen zur Krone und jenen immerhin noch weitgehenden Einflüssen, die aus den ererbten Gefühlen der Untertänigkeit im Volke sich erhalten haben, Gefühle, die noch nicht hinreichend umgebildet sind, um aus der zähen Macht verfilzter Sitten und Gewohnheitsrechte in die Gefühle der Freiheit, Selbstherrschaft und persönlichen Verantwortung überzugehen.

Von je hat der Grundadel die Ausübung der Jagd als sein aristokratisches Vorrecht angesehen, als das eigentliche herrenmäßige, mit dem Bodeneigentum verbundene Vergnügen, an dem teilzunehmen weder der Bürger noch der Bauer berechtigt war. Im Bereich der Jagd und ihrer Freuden hat sich der Grundadel nach eigenem Ermessen eingerichtet und entwickelt, hier hat er selber sich die Sitten und Gesetze vorgeschrieben, die seinen seelischen Bedürfnissen entsprachen, lange Zeit unbeeinflußt von dem zersetzenden Genius der Arbeit und dem Notschrei des gedrückten Bauernstandes. Der Bauer ist heute noch ausgeschlossen von der Jagd, sofern er nicht die Mittel hat, als Pächter aufzutreten; die Jagd ist

nicht mit dem Bodeneigentum verbunden, sondern nur mit dem großen Bodeneigentum von mehr als 300 Morgen, und das Vergnügen einer kleinen, begünstigten Minderheit von 300 000 Jägern gilt in Deutschland für wichtiger, als der freie Mut des Bauern, als das natürliche Recht des freien Mannes, den von ihm bebauten Boden gegen den Angriff der herrenlosen Tiere zu schützen. Das Römertum hat dieses im Grunde unveräußerliche Menschenrecht nicht angetastet im Gegensatz zu unserer angeblich so humanen Zeit.

Der Birschgang, den der Verfasser durch die Annalen der Geschichte unternimmt, vollzieht sich unter stetem Ausblick auf den Zusammenhang der sozialen Verhältnisse mit dem Recht zur Ausübung der Jagd und mit der Art ihrer Handhabung nach den Gesichtspunkten der Sitte und modernen Weidgerechtigkeit, d. h. dem Einfluß menschlichen Gefühls auf die Art des Tötens unserer Mitgeschöpfe, das nicht aus unerbittlicher Notwendigkeit erfolgt wie das Töten im Schlachthofe, sondern durch die Hege des Wildes künstlich aufrecht erhalten wird, um Erholung und Vergnügen zu gewähren. Der Verfasser ist selbst Jäger und steht der weidgerechten Ausübung der Jagd nicht feindlich gegenüber.

Im deutschen Vaterlande haben immer die Machthaber das Vergnügen der Jagd für sich in Anspruch genommen. Zuerst jagten die Markgenossen im gemeinschaftlichen Gau, bis sie von der Krone und der Kirche, vom Grafen, Bischof, Abt und den sonstigen großen Grundbesitzern und Vasallen mit dem Boden auch des Jagdrechtes entkleidet wurden. Im Mittelalter jagte der König und sein Hof, jagte der Ritter, der Lehnsmann und sein Gefolge. Damals war die hohe Zeit der Jagd, die Blüte des jagdlichen Könnens, das in der Hetzjagd wie in der Beize die Herzen höher

schlagen machte, wenn der Reiterzug in langem Galopp durch Wald und Heide wogte. Trotzdem war das jagdliche Gefühl noch roh, von Weidgerechtigkeit wenig zu merken.

Das Aufsteigen der Städte, die freien Verkehr und sicheres Geleit verlangten und die Zentralgewalt zu stärken suchten gegenüber den lokalen Gewalten der Hofbesitzer, hatte zur Folge, daß die Kronen aller Länder und Länderchen mit der Einheit der Verwaltung auch die wirtschaftlichen Rechte übernahmen, welche früher als Grundrechte von der Gesamtheit der Markgenossen und später von den Vasallen geübt worden waren, die sogenannten Regalien, unter denen sich auch die Jagd befand. Jetzt wurde das Recht zur Jagdausübung vom Landesherrn zentralisiert, und mit Hilfe einer zahlreichen Bedientenschar, der sogenannten hirschgerechten Jägerei, persönlich ausgeübt, wenigstens das Recht der hohen Jagd, während die niedere Jagd dem Adel überlassen blieb. Das Land galt für eine fürstliche Domäne und wurde an leider vielen Orten in einen wohlbesetzten Wildpark umgewandelt.

Mit Eifersucht hielt der Fürst widerrechtliche Eingriffe fern; er peitschte dem Wilderer den Rücken blutig und hing ihn an den Galgen. Bürger und Bauern mußten ihm die Hunde füttern, sie mußten zur Fron im Walde erscheinen, wochenlang die häusliche Arbeit versäumen, um das Wild aus entlegenen Teilen des Waldes zusammenzutreiben, damit der alleinige Jäger des Landes und sein Hof einen Tag mit Schießen auf lebende Scheiben „sich divertieren“ konnten. Alle jagdliche Kunst ging verloren, die Freude am schnellen Reiten schwand dahin, der Reiz der Gefahr fand keinen Widerhall in deutschen Jägerherzen, allgemein kam in Deutschland die Hetzjagd zum Siege und allgemein wurde das Massentöten

des geängstigten Wildes unter dem Namen der deutschen Jagd geübt im Gegensatz zu Frankreich und England, bei denen die Hetzjagd die angesehenste Jagd verblieb. Commodity war zum Lösungswort der hirschgerechten Jägerei geworden, und ein maßloses Trinken zur liebsten Beschäftigung in der Mußzeit. Indessen stand der Bauer händeringend vor abgeästen und zerstampften Saat. Das war eine arge Zeit, wie giftiger Meltau lag das fürstliche Jagdrecht auf dem Lande, allen Fortschritt in der Kultur des Bodens niederhaltend, bis endlich das unbesiegbare Wehen des modernen Geistes auch mit dieser Perückenwirtschaft unnachsichtlichen Kehr aus machte.

Mehrfach in der Geschichte hat die Jagd als treibendes Moment gewirkt, so bei der Zersetzung der genossenschaftlichen Verfassung durch das höfische Recht und dann bei dem Vordringen der landesherrlichen Gewalt. Die Jagd bot Vergnügen, und darum verlangte der Machthaber nach ihr.

Noch heute ist die Jägerei ein rückschrittliches Element, ihr Glanz liegt in der Vergangenheit, sie haßt die vordringende Industrie, und doch hat sich erst aus dem modernen Geiste eine Verfeinerung des Gefühls beim Töten, eine Weidgerechtigkeit in besserem Sinne ausgebildet. Im Jahre 1870 erst wurde in Preußen die Schlinge abgeschafft, beim Dohnenstieg hat sie bis zum Jahre 1908 ein lichtscheues Leben gefristet. Wenn die Jagd zu den edleren Vergnügen gerechnet werden soll, dann bedarf es einer weitgehenden Selbstbeherrschung und inneren Versittlichung des Jägers, an der es leider auch heute noch so oft gebricht. Ein irrationaler Rest aber bleibt trotz aller Versittlichungsbestrebungen bestehen: Der Jäger tötet aus Vergnügen, und diesen Mißklang bringt

keine Dialektik, keine Geheim- und Wichtigtuerei, keine Selbsttäuschung, keine verschleiende Weidmannssprache aus der Welt, und darum wird die Jagd trotz aller modernen Ausstellungen in Berlin und Wien doch immer mehr an Wichtigkeit verlieren, zugunsten einer reineren Freude an der Natur.

Ulrich Wendt,
Charlottenburg.



Gefängnisreform in England: Die englische Regierung hat in der letzten Session des englischen Parlaments einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher das englische Gefängniswesen umgestalten soll, sowie auch die Vornahme wichtiger Reformen im Gefängniswesen auf dem Verordnungswege angekündigt.

Die neue Maßnahme knüpft an die großen Reformen des Vorjahres, welche die unbeschränkte Festhaltung von Gewohnheitsverbrechern, zum Zwecke des Gesellschaftsschutzes und ohne jede Absicht strafmäßiger Schmerzzufügung, sowie die Freihaltung jugendlicher Delinquenten vom verderblichen Milieu des Gefängnisses vorsehen.

Zunächst machte der Minister von einer Verordnung Mitteilung, durch die die Gerichte aufgefordert werden, noch planmäßiger als bisher die tatsächliche Festhaltung jugendlicher Delinquenten in Gefängnissen auszuschießen, bzw. sie provisorisch in Freiheit, die sie nur durch Verübung eines zweiten Vergehens verwirken können, zu belassen.

Weiter forderte der Minister vom Parlament die Votierung eines Gesetzes, durch das solchen Personen, die zu einer Geldstrafe verurteilt wurden, eine gewisse Frist hierfür eingeräumt werden solle, damit die Zahl jener, welche mangels Zahlung sich einer Gefängnisstrafe unterziehen müssen, verringert werde. Ge-

rade für solche Personen, die wegen Trunksuchtsexzesse zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurden, sei eine solche der Geldstrafe weit vorzuziehen, da die Geldbuße in ihrer Minderung der Ausgabefähigkeit des Betreffenden ihn zu einer Zeitspanne der Nüchternheit zwingt.

Des ferneren wird ein Gesetz eingebracht werden, wodurch für solche jugendliche Verbrecher zwischen 16 und 21 Jahren, deren Vergehungen keiner allzu schweren Natur sind, Besserungsanstalten ohne Gefängnischarakter, sondern bloß erzieherische Zwecke verfolgend, errichtet werden sollen; ferner auch daß künftighin kein jugendlicher Delinquent zu Gefängnis unter einem Monat verurteilt werden dürfe, weil eine solche kurze Haft jenen erzieherischen Wert, der allein für jugendliche Personen in Frage kommen dürfe, nicht besitze, sondern bloß einen herabziehenden Einfluß ausüben könne.

Ferner soll das veraltete System der Polizeiaufsicht aufgehoben und umfassende Vorkehrungen zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit für entlassene Sträflinge getroffen werden. Ein eigenes Komitee, zusammengesetzt aus Beamten der Gefängnisverwaltung und Vertretern jener gemeinnützigen Gesellschaften, welche sich die Besserung des Sträflingloses zum Ziele gesetzt haben, sollen zu diesem Zwecke gebildet werden.

Die Haftbestimmungen für politische und solche Häftlinge, deren Gesetzesübertretung nicht auf unehrenhafte Motive zurückgeht, vor allem die Kämpferinnen der Frauenbewegung, die als solche mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind, sollen geändert, jeder entehrende Zug aus deren Vollstreckung ausgeschlossen werden.

Ferner sollen in allen englischen Gefängnissen von nun an regelmäßige Vorlesungen und Konzerte stattfinden, um so den Häftlingen Inte-

resse an höheren Anregungen und Fragen zu geben, ihre moralische Veredlung anzubahnen.



Was der Deutsche vertrinkt:

Darüber liegt eine allerneueste, auf zuverlässigem amtlichem Material fußende Berechnung einer behördlichen Stelle vor, von der eher anzunehmen ist, daß sie zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Das Kais. statistische Amt veröffentlicht im „Reichsarbeitsblatt“ (März d. J.) eine sehr interessante Abhandlung „Beiträge zur Alkoholfrage“. Darin wird nach der durchschnittlichen Verbrauchsmenge von 1904/08 der Bierverbrauch pro Kopf in Deutschland bei einem Ansatz von nur 30 Pf. pro Liter auf 35 M., der Branntweinverbrauch bei einem Ansatz von nur 1 M. für das Liter 100prozentigen Branntweinalkohols auf 3,86 M. berechnet, zusammen 38,86 M. Das macht bei einer Gesamtbevölkerung von 64 Millionen allein für Bier und Branntwein einen Jahresaufwand von 2487 Millionen M. Der Weinverbrauch ist statistisch nicht genügend zu

fassen. „Setzt man den Verbrauch von Wein auf Grund früherer Schätzungen mit 5,821 auf den Kopf ein und nimmt man als Preis für 1 l Wein 1 M. an, so erhöht sich der genannte Betrag um 372,5 Millionen. Die gesamte jährliche Ausgabe für alkoholische Getränke würde demnach annähernd nach wie vor auf nahezu 3 Milliarden zu veranschlagen sein, also immer noch mehr als doppelt soviel wie sämtliche Ausgaben für Heer und Marine, mehr als viermal soviel wie die Aufwendung für die gesamte Arbeiterversicherung und etwa fünfmal soviel, als die Ausgaben für die öffentlichen Volksschulen betragen.“ Dabei ist zu bedenken, einmal daß beim Branntwein wie das R.-A.-Bl. selbst bemerkt, vielmehr ein Durchschnittspreis im Einzelkauf von 1,25 M. für das Liter (vgl. oben!) der Wirklichkeit eher entsprechen dürfte; ferner, daß der Preis für Wein mit 1 M. pro Liter entschieden zu niedrig angesetzt ist, weiter, daß die sonstigen geistigen Getränke wie Obstmost usw. im obigen garnicht aufgeführt sind, und schließlich, daß dies erst die direkte Alkoholrechnung des deutschen Volkes ist.



NEUE LITERARISCHE TENDENZEN

JULIE ADAM, WIEN: LAFKADIO HEARN.



LAFKADIO Hearn, der die schönen, tief empfundenen Bücher über Japan schrieb, war auf der griechischen Insel Leukadia geboren und verbrachte seine Jugend in England, wo er sich jedoch niemals heimisch fühlte, obwohl sein Vater ein Engländer war. Das dunkle Gefühl der Zugehörigkeit zum Orient lag ihm wohl von Geburt an im Blut. Noch stärker wurde diese Empfindung, als er auf der vergeblichen Suche

nach Brot jahrelang die amerikanischen Großstädte durchirrte, bis sein Talent sich durch einen Zufall Bahn brach und er in Japan eine Heimat fand.

„Es ist, wie wenn man aus einem unerträglichen atmosphärischen Druck in klare Luft treten würde,“ schrieb er unter dem ersten Eindruck der neuen Heimat, an die er sich so leidenschaftlich anschloß, daß er um keinen Preis in das Abendland zurückgekehrt wäre. Seine Abstammung konnte er trotzdem nicht verleugnen; er selbst weiß es am besten und kommt in seinen Briefen und in seinen Werken immer wieder darauf zurück, daß die europäische Grundstimmung in seiner Seele verblieb, obwohl er eine Japanerin heiratete und es unter dem Namen Koizumi Yakumo bis zum Professor an der Universität von Tokio brachte.

Verzagt und mutlos bekennt er: „Nie werde ich das Eigentliche von Japan wissen“. Und doch schrieben seine Schüler auf sein Grab (er starb 1904 im kräftigsten Mannesalter) „Dem Gedächtnis des Lafkadio Hearn, dessen Feder mächtiger war, als das Schwert des siegreichen Volkes, bei dem er liebend verweilte und dessen höchste Ehre es verbleibt, ihm Bürgerschaft geschenkt zu haben — und schmerzlicher Weise auch — ein Grab“. — —

Hearns Lebenslauf kennt man erst aus seinen Briefen, die Elizabeth Bisland herausgegeben und mit einer sehr liebevollen und lebendigen Biographie des Dichters eingeleitet hat: *The life and letters of Lafkadio Hearn*. Two volumes. London 1907, Constable. Diese Briefe und die Lebensgeschichte Hearns tragen auch viel zum richtigen Verständnis seiner Werke bei: Aus dem ersten Briefband erfährt der Leser, was Hearn in Amerika, dem Lande der Hochkultur, gelitten, weil er das hastende Treiben der Menschen nicht begreifen konnte und überall nur die Schäden der westlichen Zivilisation sah, die ihm gerade das Gegenteil von dem zu sein schien, was sie vorstellen sollte. Der zweite ist eine Apotheose auf Japan, in dem er immer deutlicher das gelobte Land seiner Träume erkennt.

Hearn besaß eben eine geradezu wunderbare Anpassung an die alte Kultur des Ostens, die heute schon bald überholt sein wird. Stefan Zweig sagt daher bezeichnend: „Spätere Generationen werden in diesen Briefen und Bildern des Fremden blättern, wie heute die Deutschen in der Germania des Tacitus. Und in der Zeit, wo die Japaner nicht mehr das Lächeln der Götter verstehen werden, werden die Werke des Lafkadio Hearn ihnen mehr sein, als je eines Europäers Buch.“

* * *

„Welch seltsame Situationen dies merkwürdige Land bringen mag, nichts kommt dem Reiz der ersten Eindrücke gleich“, schreibt Hearn in seinem Reisetagebuch: „Lotos. Ein Blick in das unbekannte Japan“.

Alles schien ihm elfenhaft, wundersam und mysteriös: „die kleinen Häuschen unter ihren blauen Dächern, die blau ausgeschlagenen Verkaufsläden und die lächelnden kleinen Leute in ihren blauen Gewändern, die häufig mit Schriftzeichen bedeckt sind, mit Ideogrammen. Was solche Zeichen im Vergleich zu unseren leblosen Buchstaben sind, kann nur der verstehen, der im fernen Osten gelebt hat, denn selbst die gedruckten Lettern der japanischen und chinesischen Texte geben keine annähernde Ahnung von der Schönheit solcher für dekorative Inschriften oder für Annoncenzwecke modifizierten Schriftzeichen. Keine pedantische Konvention engt die Phantasie des Zeichners oder Kalligraphen ein, und betrachtet man das seltsam persön-

liche, belebte esoterische Aussehen dieser Schriftzeichen, so ist es wahrlich nicht erstaunlich, daß es wunderbare Legenden der Kalligraphie gibt, die berichten, wie von Meistern geschriebene Worte sich belebten, von ihren Tafeln herunterstiegen und mit der Menschheit Zwiesprache hielten.“

Nächst diesen verschiedenen Schriftzeichen fielen Hearn besonders die zahlreichen Tempel in Stadt und Land auf. Schon nach kurzer Zeit lernte er die Shinto- und Buddhatempel voneinander unterscheiden, obwohl der Shintoismus, die uralte Religion Japans, ebenso mannigfache Formen angenommen hat wie der Buddhismus, ja sogar sich vielfach mit ihm vermengt hat. Mit Entzücken beobachtete er, wie die Mehrzahl dieser Tempel mit dem höchsten Feingefühl des durch und durch ästhetischen japanischen Volkes in die Natur hineinkomponiert war. Und selbst wenn die Gebäude klein und von Holz, also an sich ein reines Nichts waren, hinein gedichtet in weiche grüne Waldberge, oder als Krönung eines seltsam geformten Felsens, erschienen sie ihm von bezaubernder Wirkung.

Zu den großen Tempeln führten gewöhnlich Riesentreppen empor, von hohen alten Bäumen flankiert, und der stille Vorplatz war wipelumrauscht oder von Steinwänden umgeben. Unmittelbar vor dem Tore, das nicht selten ein Wunderwerk japanischer Schmiedekunst war, standen, wenn die Tempel Buddha geweiht waren, zwei Löwen, und häufig floß aus dem Kelch bronzener Lotusblumen klares Wasser, das sich in einem Becken sammelte.

Die Shintotempel waren einfacher, ihren Eingang bildete ein Torii, das wie das kolossale Modell eines chinesischen Buchstabens aussah. Seine Linien bewahrten, obwohl es sich himmelhoch türmte, die unvergleichliche Anmut eines belebten Ideogramms.

Wie Italiens Kirchen und Klöster bargen diese Tempel die wertvollsten Kunstschatze des Landes, besonders herrliche Kakemenos, wahre Wunder an Zeichnung und Farbe.

Unweit der Tempel befanden sich in manchen Gegenden stimmungsvolle Friedhöfe, wo die Feste der Toten durch merkwürdige, offenbar uralte Tänze gefeiert wurden: Auf den Gräbern brannten zu bestimmten Zeiten bei Vollmond weiße, weiche Lichter, und die Grabsteine sahen wie grau verummte Gestalten aus. Plötzlich glitt aus dem Schatten einer Tempelmauer ein Zug Tanzender in das Mondlicht — lauter junge Frauen und Mädchen in ihren erlesensten Gewändern; die Größte führte den Zug an, ihre Genossinnen folgten nach der Größe geordnet, und kleine Mädchen von zehn und zwölf Jahren beschlossen die Prozession — Gestalten, leicht beschwingt wie Vögel — Gestalten, die einem unwillkürlich die traumhaft schwebenden Figuren auf antiken Vasen in Erinnerung brachten . . . Und nun begann ein Schauspiel, das Worte unmöglich wiedergeben können, etwas Unsagbares — ein Tanz, eine Phantasmagorie, eine Offenbarung. — — —

In alle diese Beschreibungen eingestreut, ja förmlich organisch mit ihnen verbunden sind Naturschilderungen, die einen wahren Stimmungszauber um das Geschehene weben. Eine der schönsten und eigenartigsten, weil sie auch manches zum Verständnis der japanischen Malerei beiträgt, ist die des ersten Morgens, den Hearn in Mastue verbrachte. Sie läßt sich nur mit seinen eigenen Worten wiedergeben:

„So von den ersten Klängen des beginnenden Stadtlebens geweckt, öffne ich mein kleines japanisches Papierfenster und blicke über eine grüne weiche Wolke von Frühlingslaub des stromumgürteten Gartens dort unten in den Morgen hinaus. Vor mir erglänzt die klare Mündung des Ohashigawa,

wie er sich in den großen Shinjisee ergießt, der sich zur Rechten zwischen einem dämmerigen Gipfelrahmen mächtig ausbreitet. Mir gerade gegenüber auf dem andern Stromufer haben die blauen spitzigen Häuschen alle ihre Tos geschlossen. Sie sind noch zugesperrt wie Kästchen, denn noch ist die Sonne nicht aufgegangen, obwohl es schon Tag ist.

Aber o welch bezaubernde Vision, — diese ersten geisterhaften Liebesfarben eines in wallende Nebel getauchten Morgens, als ob der Schlaf selbst in einem sichtbaren Hauch aufgelöst vor uns schwebte! Lange Striche zartgetönter Nebelwolken umgaukelten den Rand des Sees — wallende Nebelbänder, wie du sie vielleicht in japanischen Bilderbüchern gesehen und für künstlerische Phantasie gehalten haben magst, wenn du sie nicht in Wirklichkeit erblickt. Der Fuß der Berge ist von ihnen verschleiert, und sie umschweben die Gipfel in verschiedener Höhe wie endlose Gazestreifen, so daß der See weit größer erscheint, als er tatsächlich ist — nicht wie ein wirklicher See, sondern wie ein Meer von derselben Farbe wie der Morgenhimmel und mit ihm verschmelzend, während Gipfelspitzen wie Inseln aus dem Nebel tauchen und traumhaft verschwindende Hügelreihen sich ins Unendliche erstrecken. Ein köstliches Chaos von immer wechselnden Bildern, wenn sich die Nebel langsam, langsam heben. Und wie der Goldsaum der Sonne zum Vorschein kommt, schießen zartere, wärmere Lichttöne durch die Flut, in den zartesten Violett- oder Opalschattierungen schillernd — Baumwipfel erglühen, vergolden sich, und die unbemalten Fassaden der hohen Gebäude jenseits des Flusses verwandeln sich in dem bleichen Duft ihrer Holzfarbe zu köstlichem Glanz.“

Den Abschluß des Buches „Lotos“ kann man nicht unerwähnt lassen, ihn bildet die unvergleichliche kleine Erzählung von dem Kusa Hibari, der Graslerche, einem Heimchen von der Größe einer Mücke, das man teuer bezahlt und in Käfigen hält, weil es so wunderbar schön singt:

„Alltäglich bei Sonnenuntergang erwacht seine winzige Seele, und dann beginnt das Zimmer von einer unbeschreiblich zarten, geisterhaft süßen Musik zu erklingen — ein dünner, dünner, silbern zitternder Triller, sanft wie Äolsharfen — je tiefer sich die Schatten der Dunkelheit senken, desto süßer und eindringlicher wird der Ton. Bald schwillt er an, bis das Haus in magischer Resonanz zu vibrieren scheint, bald wieder schmilzt er verhallend zu einem fadendünnen, kaum hörbaren Ton hin. Aber laut oder leise, immer hat er denselben bezwingenden Zauber . . .

Die ganze Nacht über singt das kleine Atom so und verstummt erst, wenn die Tempelglocken den nahenden Morgen veründen.“ — — —

* * *

Zu der deutschen Ausgabe von „Kokoro“ schrieb Hugo von Hofmannsthal kurz nach Hearn's Tode ein Vorwort, das gleichzeitig als Nachruf für den Dichter gelten kann, in dessen Werke wohl nur wenige so tief eingedrungen sind wie er. Diesem unvergleichlich schön geschriebenen Vorwort entnehme ich folgende Stelle:

„Unerschöpflich sind diese Bücher. Wie ich sie aufblättere, ist es mir beinahe unbegreiflich, zu denken, daß sie wirklich unter den Deutschen noch fast ganz unbekannt sein sollen. Da stehen sie nebeneinander „Gleanings from Buddha fields“ und „Glimpses of unfamiliar Japan“ und das liebe Buch „Kokoro“, vielleicht das schönste von allen. Die Blätter, aus

denen sich dieser Band zusammensetzt, handeln mehr von dem innern als vom äußern Leben Japans. — Das ist der Grund, weshalb sie unter dem Titel „Kokoro“ („Herz“) verbunden wurden. Mit japanischen Charakteren geschrieben, bedeutet das Wort zugleich „Sinn“, „Geist“, „Mut“, „Gefühl“, „Neigung“ und „innere Bedeutung“ — so wie wir im Deutschen sagen: „das Herz der Dinge“. Ja, wahrhaftig, das Herz der Dinge ist in diesen fünfzehn Kapiteln, und indem ich ihre Titel überlese, sehe ich ein, daß es ebenso unmöglich ist, von ihrem Inhalt eine genaue Vorstellung zu geben, als von einem neuen Parfüm, als von dem Klang einer Stimme, die ein anderer nicht gehört hat. Ja, nicht einmal die künstlerische Form, in die diese Kunstwerke einer unvergleichlichen Feder konzentriert sind, wüßte ich richtig zu bezeichnen.“

In „Kokoro“ schrieb Hearn über Religion, Philosophie und Politik. Diese Gedankenreihen durchbricht ein Märchen: „Die Nonne im Tempel von Amida“. Die uralte Geschichte vom Tränenkrüglein, ebenso rührend erzählt wie im Abendland — die Mutterliebe bleibt ja überall dieselbe —, und „Kimiko“, die Geschichte einer Geisha, und abermals Naturschilderungen von wunderbarer Schönheit, so die Beschreibung des Fuyi, des heiligen Berges von Yokohama:

„Sie blickten über die stufenförmig aufsteigenden gezackten Bergriesen in die tiefe Nacht, in der noch Sterne flimmerten, und sie konnten den Fuyi nicht sehen.“ „Ah,“ lachte ein Offizier, an den sie sich wendeten, „Sie müssen höher blicken, viel höher.“

Dann blickten sie hinauf in das Herz des Himmels und sahen den mächtigen Gipfel in rosigem Schimmer erglühen wie eine wundersame geisterhafte Lotosknospe im Morgenrot des kommenden Tages: ein Schauspiel, das sie sprachlos machte. Der ewige Schnee färbte sich golden und verblaßte dann wieder, als die Sonne ihre Strahlen darauf sandte. Über dem dunklen Berg Rücken, ja über den Sternen selbst schien der Wunderberg zu schweben, denn die mächtige Basis blieb noch unsichtbar. Und die Nacht entfloh, ein sanftes blasses Licht huschte über das Himmelsgewölbe und erweckte schlummernde Farben. Und vor den Blicken der Betrachter öffnete sich die leuchtende Bucht von Yokohama ...

* * *

Nach „Lotos“ und „Kokoro“ erschien „Izumo. Blicke in das unbekannte Japan“. Das Buch enthält den wunderbaren Aufsatz: „Aus dem Tagebuch eines englischen Lehrers“ und den in seiner Art einzigen Essai: „Das japanische Lächeln“.

Hearn war eine Zeitlang Lehrer der englischen Sprache an einer großen Staatsschule in der Provinz Izumo; davon erzählt er in dem Buch, das er nach dieser wenig gekannten Gegend benannte. Er kann die Sanftheit und Nachgiebigkeit der japanischen Jugend nicht genug loben und ihren beständigen Eifer. Leider können die meist zartgebauten japanischen Jünglinge die Studienlast, welche ihnen jetzt, wo man auch ein Eindringen in die europäischen Wissenschaften verlangt, aufgebürdet wird, nur sehr schwer bewältigen. Da sie hauptsächlich Reis, überhaupt Pflanzenkost genießen, sind sie unterernährt, und es herrscht ein großes Sterben unter ihnen. Sie nehmen auch den Tod mit der gewohnten Sanftmut hin: der Abschied eines der Begabtesten, Jokogi, von der Schule und vom Leben ist rührend geschildert.

Von Hearn's reichem Gemütsleben gibt auch sein feines Verständnis für das japanische Lächeln Zeugnis. Die Europäer nennen es so — sie können den Heroismus, der gerade in diesem Lächeln liegt, nicht begreifen. Hearn erzählt: Einer von den Fremden hatte einen Samurai (Ritter) zum Diener, einen alten Mann. Dem ließ er gelegentlich auf sein großes Schwert eine Summe Geldes. Der Samurai löste es bald wieder aus, und kurze Zeit darauf ärgerte sich der Europäer über seinen Diener und schalt ihn, und da dieser lächelte, versetzte er ihm in seiner Wut einen Schlag. In demselben Augenblick blitzte das haarscharfe Schwert des Samurai vor seinen Augen, und er gab sich verloren. Doch der alte Mann steckte das Schwert wieder in die Scheide, lächelte und verließ das Zimmer. Dem Europäer tat nun seine Heftigkeit leid, er konnte sie jedoch nicht wieder gutmachen, denn der Samurai hatte schon den Harakiri an sich vollzogen.

Er hinterließ einen Brief, in dem er seinem Herrn auseinandersetzte, daß er als Samurai einen ungerecht empfangenen Schlag nicht hinnehmen, das Schwert aber gegen seinen Beleidiger auch nicht gebrauchen durfte, weil er ihm in der Not eben auf dieses Schwert Geld geliehen. Ohne Genugtuung war es ihm unmöglich, die Schmach, die ihm angetan wurde, zu ertragen, und es blieb ihm also kein anderer Ausweg, als der Tod.“

In „Kiushu, Träume und Studien aus dem neuen Japan“, führt Hearn den Leser mitten in das Japan von heute, wo sich ein europäischer Einschlag wohl schon allenthalben bemerkbar macht — ohne jedoch (nach Hearn's Ansicht) die ursprünglichen Anlagen des Volkes zu gefährden. Der abstrakte philosophische Faktor der buddhistischen Weltanschauung, die zum Gemeingut geworden ist, steht eben in zu schroffem Gegensatz zu der des Europäers, von dessen überschäumendem Lebensdrang in Japan keine Spur zu finden ist. Trotzdem weiß man auch dort die Schönheit, die das Leben verklärt, zu würdigen. Die japanischen Feste, vor allem die Kirschenblütenfeste, beweisen es wohl zur Genüge und ebenso die bildende Kunst, die in mancher Beziehung nirgends ihresgleichen hat. Aber die vier heiligen Wahrheiten, die den Ausgangspunkt und die Grundpfeiler des Buddhismus bilden, handeln nur von dem Elend des Daseins, dem Leiden, das alles Dasein in sich birgt, von den Ursachen seiner Entstehung und von dem erhabenen Weg, sich von diesem Elend endgültig zu befreien. Und diese Grundlehren des Buddhismus sind in Japan so fest eingewurzelt, daß jeder ohne Murren und Klagen sein Schicksal auf sich nimmt, weil er von der Nichtigkeit und Wertlosigkeit des irdischen Lebens fest überzeugt ist. Die dazu nötige Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung wird von den Japanern systematisch geübt und ist von zartester Jugend an ein integrierender Bestandteil der Erziehung. Die Männer opfern infolgedessen freudig ihr Leben für einen höheren Zweck. Dabei hat sich der Buddhismus den Traditionen vollständig angepaßt: „die Lebensverachtung, die er lehrt, verband sich mit der altritterlichen Todesverachtung der Japaner zu einem Gebilde von fast unwiderstehlicher Kraft im Kampfe“. — Der letzte Krieg hat das zur Genüge bewiesen.

Die Frauen, deren Los in Japan kein leichtes ist, sah Hearn immer im verklärten Licht. In seinen Dichtungen findet sich auch mancher Nachklang aus Japans Minnezeit, in der sie eine ähnliche Rolle spielten, wie bei uns zur Zeit der höfischen Sänger. Solche zarte Liebesgeschichten sind in „Kiushu“ mehrere zu finden und außerdem wahre Kunstwerke intimer Naturschilderung: Die Herbstfahrt nach Hakatu, der Stadt der Gürtelweber, und Städtebilder: Erlebnisse in Yokohama, und viele andere Erzählungen und Skizzen. Und

sie alle durchdringt in bunter Vielheit das buddhistische Motiv, das zu lieben, wofür wir uns opfern, wenn es auch viele Schmerzen bereitet.

Unter dem Titel „Kwaidan“ (Geistergeschichten) vereinigte Hearn allerlei seltsame Geschichten und Studien aus Japan. Er entnahm sie zum größten Teil alten japanischen Büchern, und viele von ihnen sind als Sagen anzusprechen. So gleich die erste: die Geschichte von Mimi Nashi Hoichi. — Hier wird von der großen Schlacht in der Meerenge von Shimonosaki erzählt, bei der alle Heiké mit Frauen und Kindern und ihr damals noch im Kindesalter stehender Kaiser den Tod fanden. Noch heute findet man im Meer häufig Heiké-Krabben *), die auf dem Rücken menschliche Gesichter haben und für die Geister der Heiké-Krieger gelten. An dieser Küste gibt es auch sonst noch viel Seltsames zu sehen und zu hören: In dunklen Nächten flirren wohl Tausende gespenstischer Lichter über die Wellen, bleiche Lichter, die die Fischer „Oni-bi“ (Teufelsfeuer) nennen, und wenn es stürmt, hallt ein mächtiges Getöse gleich wie Schlachtgetümmel über das Meer.

In früheren Zeiten waren die Heiké viel ruheloser als jetzt. Wenn des Nachts Schiffe vorüberfuhren, umkreisten sie sie und suchten sie in den Grund zu senken — und stets lauerten sie auf Schwimmer, um sie in die Tiefe hinabzuziehen. Um sie zu versöhnen, erbaute man in Akamagaséki einen buddhistischen Tempel und errichtete am Meeresstrand einen Friedhof mit Grabmonumenten, auf denen die Namen des ertrunkenen Kaisers und seiner mächtigsten Vasallen eingemeißelt wurden. Frieden fanden die Heikés trotzdem nicht, und viele Geschichten werden von ihnen erzählt.

Eine der merkwürdigsten ist die von dem blinden Hoichi, der wegen seines wunderbaren Biwaspieles berühmt war — die Biwa ist eine Art Laute mit vier Saiten —; seine Zuhörer wurden nie müde, das Lied von den Heiké zu hören.

Hoichi lebte in dem Tempel unter dem Schutze des Priesters, und als dieser in einer Sommernacht zu einem Sterbenden gerufen wurde, erschien der Vasall eines mächtigen Herrn und ersuchte ihn, ihm zu folgen. Hoichi tat es und befand sich bald in einer großen Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Stimmen er deutlich unterscheiden konnte, ebenso das Rauschen von Gewändern und das Klirren von Waffen. Er wurde aufgefordert, sein Lied zu singen, und als er es tat, vernahm er lautes Weinen und Wehklagen.

Dieser Vorgang wiederholte sich mehrere Nächte hintereinander, bis der Priester und die Tempeldiener auf Hoichis Verschwinden aufmerksam wurden. Sie folgten ihm bis zu dem Grabmal des Kaisers, wo er zu den schmetternden Tönen der Biwa das Lied von der Schlacht bei Dan-no-ura sang. Als sie ihn heimführen wollten, weigerte er sich, mit ihnen zu gehen, und schalt über die Störung der erlauchten Versammlung. Zu Hause gestand er dem Priester auf sein Drängen alles — obwohl er das tiefste Schweigen gelobt hatte.

Vor dem nächsten Sonnenuntergang bedeckte der Priester den Körper Hoichis mit dem Text der heiligen Sutra, nur die Ohren vergaß er. Der Lehensmann des Kaisers, der ihn zu holen kam, konnte also nichts von ihm sehen als die Ohren und schnitt sie ihm ab, um sie seinem Herrn zu bringen. Hoichi war dem Verbluten nahe, als man ihn fand, aber er genas wieder und hieß nun nicht mehr anders als Mimi-nashi-Hoichi — Hoichi, der Ohrenlose.

*) Eine Ausführliche Beschreibung der Heiké-Krabben enthält Hearn's Werk „Kotto“.

Ähnliche Sagen sind wohl bei allen Völkern zu finden — aber gerade die Verschiedenheit ihrer Prägung macht sie besonders charakteristisch, denn hier tritt sowohl die Ähnlichkeit als auch der Unterschied in der Phantasietätigkeit unmittelbar zutage.

Eines der zartesten und duftigsten Kapitel dieses Buches ist das von den Schmetterlingen. Gleich anfangs gibt Hearn seinem Bedauern Ausdruck, die chinesische Sprache gar nicht und die japanische viel zu ungenügend zu verstehen, um die vielen wunderbaren Erzählungen von den Schmetterlingen lesen zu können. Die wenigen japanischen Gedichte, die er nur mit großer Mühe übersetzte, enthielten so zahlreiche Anspielungen auf chinesische Schmetterlingsgeschichten, daß er dabei Tantalusqualen erduldet. Die Geschichte des chinesischen Mädchens wüßte er gern, das die Schmetterlinge für eine Blume hielten, weil sie so lieblich und hold war. Und die des Königs Genso, der die zur Frau wählte, der am meisten Schmetterlinge zuflogen. Und jene des großen Gelehrten, der träumte, er sei ein Schmetterling, und in diesem Traum alle Empfindungen eines Schmetterlings hatte, weil sein Geist tatsächlich in Schmetterlingsgestalt umhergeflogen war.

Der größte Teil der japanischen Schmetterlingsliteratur scheint chinesischen Ursprungs zu sein, sagt Hearn. Selbst das altnationale ästhetische Gefühl für Schmetterlinge, das einen so wunderbaren Ausdruck in der japanischen Kunst, in Liedern und Gebräuchen findet, dürfte sich zuerst unter chinesischem Einfluß entwickelt haben. (In der Provinz Mustu erhielt sich sogar noch die Sitte, die jüngste Tochter Tekona zu nennen, was in dem Mustudialekte Schmetterling bedeutet.)

Das Volk glaubt auch heute noch, daß die Seele lebender Personen Schmetterlingsgestalt annehmen kann, fliegt also ein Schmetterling in ein Zimmer, so steht der Besuch einer geliebten Person bevor. — Die Sage erzählt, daß vor einem großen Volksaufstand in Kyoto ein ungeheurer Schmetterlingsschwarm auftauchte, die Geister jener, deren Los es war, in der Schlacht zu fallen.

Auch unmittelbar vor der Trennung von dem Körper nimmt die Seele sehr häufig Schmetterlingsgestalt an, um diese gleichsam anzukündigen, deshalb muß jeder Schmetterling, der in ein Haus flattert, freundlich aufgenommen werden. Das Volksdrama enthält viele Anspielungen auf diesen Glauben und die damit verknüpften Phantasien.

* * *

In „Buddha, Neue Geschichten und Studien aus Japan“ zeigt Heran das japanische Leben in seiner tiefsten Verinnerlichung, in seinen religiös sittlichen Voraussetzungen. Nur darf das Buch nicht als eine systematische Darstellung der buddhistischen Lehre aufgefaßt werden, sondern als erlebte Religion. Von einem Abendländer erlebt, der überall nach den großen unvergänglichen Gedanken der Menschheit suchte und sie aus ihren Hüllen herauszuschälen verstand.

Hearn behandelt die Glaubensvorstellungen des japanischen Volkes mit unendlicher Zartheit und besitzt auch ein seltenes Verständnis für alle seine Leiden und Freuden. Diese Freuden, die denen eines Kindes gleichen und doch den feinen künstlerischen Sinn eines Volkes zur Geltung bringen, das aus einem Nichts die reizendsten Dinge hervorzuzaubern versteht und das sich die Freude an allem Natürlichen, an Landschaften, Nebel, Wolken,

Sonnenuntergängen, an dem Anblick von Vögeln, Schmetterlingen und Blumen in weit höherem Maße erhalten hat als wir; daher die Lebendigkeit künstlerischer Darstellungen. — —

Das Buch „Buddha“ enthält auch eine Beschreibung von der größten japanischen Hafen- und Handelsstadt Osaka und von dem dortigen Leben und Treiben. Vor allem ist es der Besuch eines alten buddhistischen Tempels, der den Leser fesselt. Nach dem Volksglauben besuchen die Seelen der verstorbenen Kinder diesen Tempel, und der Schall einer Glocke geleitet sie durch die Dunkelheit. Da sieht man viele Hunderte von Kindersterbetäfelchen und Tausende von Spielsachen — Spielsachen ganzer Generationen toter Kinder. Und trauernde Eltern ziehen an einer Glockenschnur, die vielfarbig gedreht ist aus den bunten Lätzchen der toten Kinder, um ihre Lieblinge wenigstens für einen Augenblick herbeizurufen, damit sie sich noch einmal an ihren Spielsachen erfreuen und noch einen Blick auf ihre Lieben werfen können. —

Auf die buddhistische Lehre von der Seelenwanderung und der Wiedergeburt kommt Hearn ebenfalls wiederholt zurück: der Knabe Kalsugoro erinnert sich sogar seines früheren Lebens und liefert überraschende Beweise für die Richtigkeit seiner Behauptungen. —

Am wenigsten befriedigt den Leser „Nirwana“. Hearn setzt hier zu viel und zu wenig voraus und verwirrt dadurch die Begriffe, statt sie zu klären. Für den Laien ist es jedenfalls vorteilhafter, sich an die lebendige Religion zu halten, wie sie jede dieser kleinen Erzählungen in anderer Form darbietet, um auf diese Weise in den Buddhismus einzudringen — soweit das eben möglich ist. Zur Ergänzung von Hearn's Werken empfiehlt es sich wohl auch, zwei Legendenromane des Dänen Gjellerup zu lesen: „Der Pilger Kamanita“ und das „Weib des Vollendeten“.

Jedenfalls regt alles, was Hearn erzählt, zum Nachdenken an und — zum Vergleichen. — Und die Art, wie er erzählt, läßt sich überhaupt nicht wiedergeben, — er sah ja den Blütenschmelz auf den Dingen liegen und faßte sie an, ohne ihn zu zerstören.

Die meisterhafte Übertragung von Hearn's Büchern in die deutsche Sprache besorgte Berta Franzos *), ihre künstlerisch vollendete Ausstattung ist Emil Orliks Werk. — Aus der Anzahl der Auflagen — „Kokoro“ erlebte davon schon zwölf — sieht man am deutlichsten, daß sich Hearn in Deutschland immer mehr einbürgert, was als eine sehr erfreuliche Verfeinerung des Geschmackes des deutschen Lesepublikums begrüßt werden muß.

*) Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M.

CHRONIK

MAXIMILIAN Harden als Biograph: Harden hat eine Anzahl seiner in der „Zukunft“ erschienenen biographischen Skizzen unter dem Titel „Köpfe“ in Buchform herausgegeben. Köpfe hört sich fast an, als bekäme man ein Sturm- und Drangprodukt aufgetischt, die Arbeit eines jungen Menschen, der es noch nötig hat, sein Werkchen durch einen Böllerschuß anzukündigen. Dabei enthält die Sammlung mit das Beste, was Hardensche Stilkunst bisher dem deutschen Publikum geboten hat. Diese feine Form des biographischen Essays, die durch geistreiche Verwendung des Anekdotenhaften das Bild einer Persönlichkeit hinzustellen vermag, steht in Deutschland fast einzig da. Und es ist ein großes Unrecht, wenn Hardens politische Gegner kleine Eigentümlichkeiten seines Stils zum Anlaß nehmen, um daraus die Argumente zu einem wohlfeilen Spott über das ganze Hardensche Lebenswerk herzunehmen. Harden versteht wie niemand sonst, ausgenommen den

ihm in der Form so unähnlichen Theodor Fontane, das National-Preußische, für das mitten im kultivierten Deutschland aus einer Reihe hier nicht aufzählender Gründe immer noch eine verblüffende Verständnislosigkeit herrscht. Eine Arbeit wie die über den alten Wilhelm, über Waldersee, über Herrn von Holstein und über Stöcker gibt in vorzüglicher Weise, man möchte beinahe sagen die Luft wieder, die diese Männer zur Zeit ihrer Blüte geatmet haben. In Harden steckt ein gutes Stück patriotischer Altpreuße, der auch zum Teil die eigentümliche Färbung und die Verve seines Kampfes gegen das nachbismärckische Deutschland erklärt. Die Aufsätze über die romanischen Persönlichkeiten, über Zola und Gallifet sind gleichfalls elegant und geistreich geschrieben, aber man fühlt doch, daß die innerliche Sympathie zu den deutschen Menschen und speziell zu den norddeutschen Menschen überwiegt.

Erich Lilienthal.